

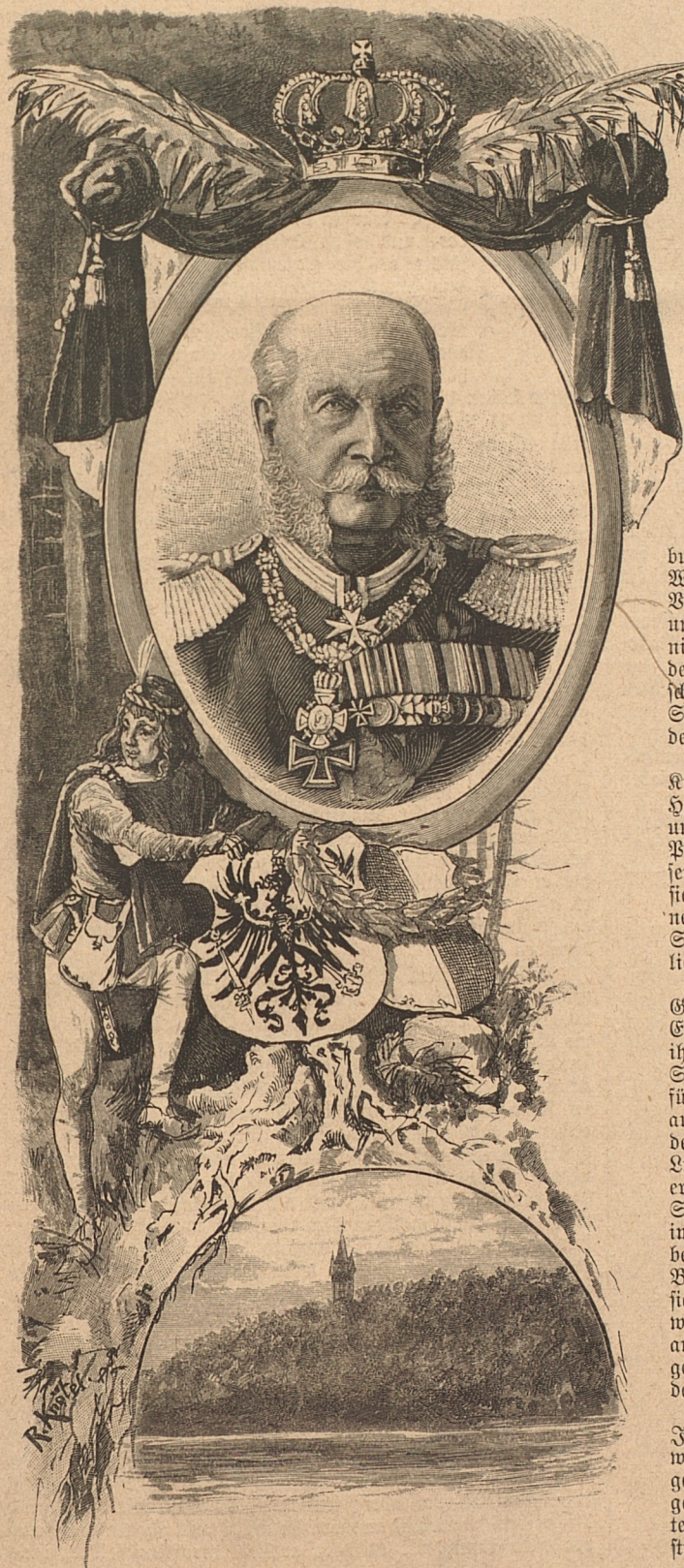


Am 22. März 1886.

Aus wolkenreicher Frühlingsnacht  
Ist Licht und froh der Tag erwacht,  
Durchglüht vom Strahl der Sonne:  
O Tag voll heil'ger Festeslust,  
Wie füllst du jede deutsche Brust  
Mit Dank und Preis und Wonne!

Dem Kaiser gilt's! O hoher Held,  
Wie ist's um Deutschland wohl bestellt,  
Da uns Dein Aug' noch strahlet!  
Wo immer heut die Thräne quillt  
Auf Deines Volkes Wange mild —  
Dein Bild in ihr sich malet!

Noch geh nicht unter, Tag so licht!  
Laß über uns Sein Angesicht  
Noch lang' in Hulden walten!  
Zu schön steht noch in Abendglut  
Sein Leben hehr, Sein hoher Mut —  
Gott woll' Ihn uns erhalten!



Schloß Babelsberg.

Zur Feier  
des 89. Geburtstages  
seines erhabenen  
Begründers.

Es ist eine oft gemachte Erfahrung, daß das Andenken ruhmvoller Fürsten, siegreicher Heerführer sich nicht sowohl an die historischen Schauplätze ihrer staatsmännischen und kriegerischen Großthaten, als vielmehr an jene stilleren Örtlichkeiten mit Vorliebe heftet, wohin sich die großen Männer, Ruhe und Erquickung suchend, nach gewaltigen Lebensmühen zurückzuziehen liebten; von wo aus den betagteren, wie von überschauender Höhe, ein sinnender Rückblick über das im Abendsonnenglanz daliegende weite Feld ihres Lebens sich darbot.

So bleibt für alle Zeiten das Andenken Friedrichs des Einzigen an jenes bescheidene Schloßchen auf dem Windmühlenberge bei Potsdam gebunden; so knüpft sich die Erinnerung an Friedrich Wilhelm III. und „Preußens Schutzgeist“ Louise mit Vorliebe an den schlichten Gutshof Babels; so verbindet sich uns das Lebensbild unseres erhabenen Kaisers und Königs Wilhelm unauflöslich mit dem schönen Schlosse auf dem Baberow, das mit dem herrlichen, das Schloß umschließenden Parke des glorreichen Herrschers eigenste Schöpfung und seit der Zeit seiner Entstehung bis auf den heutigen Tag sein liebster Erholungsort geblieben ist.

Aus den größten Staatsaktionen, den gewaltigsten Kriegen, aus Erfolgen ohne Gleichen kehrt der greise Held immer wieder in sein Lieblingschloß zurück, sucht und findet er immer wieder in der schattigen Kühle der Parkwege erquickendes Ausruhen, neue Kräftigung, und sein an Größtes und Schönstes gewöhntes Auge erlabt sich immer am tiefsten hier im Ausblick über ein geeignetes Land, dem bis zu den fernsten Grenzen hin sein Szepter Ruhm und Größe, Frieden und Sicherheit verliehen hat.

Die Liebe zur Natur, die Freude an Wald und Gartenanlagen war dem Kaiser ein altüberkommenes Erbteil seines Hauses: alle Hohenzollern haben dieselbe ihr Leben lang bewahrt, am eifrigsten vielleicht der große Schöpfer des brandenburgisch-preussischen Staates, Kurfürst Friedrich Wilhelm. An seine Regierungszeit muß auch die Lokalgeschichte von Babelsberg anknüpfen. Zu derselben Zeit, wo der heldenhafte Fürst einen „schönen Lustgarten auf der Insel Potsdam“ anlegen ließ, befaß er auch Klein-Glinde; und bemüht, die Umgebung des Schloßchens gartenmäßig zu schmücken, befaß er, den im Südwesten gelegenen „Baberow“ (den heutigen Babelsberg) in einen Wildpark zu verwandeln, zu welchem Behuf daselbst eine Eichenplantation angelegt wurde, die sich anderthalb Jahrhunderte lang aufs schönste entwickelte, dann aber im Jahre 1806 von den Franzosen auf vandalische Weise verwüstet worden ist. Doch schlugen die Stöcke zumeist wieder aus und bilden noch heute den Hauptbestandteil der dortigen Waldung.

Gelegentlich einer Felddienübung hatte hier im Jahre 1811 der junge Prinz Wilhelm eine Schanze aufwerfen lassen und bei dieser Arbeit die Lage des Berges als für einen Sommeritz mit Parkumgebung höchst geeignet erkannt. Er zog den schon damals renommierten Gartendirektor Lemme zu Rate, und als dieser beistimmte, wurde der dem Prinzen sehr werthe Plan näher

ins Auge gefaßt. Leider stellten sich der Ausführung desselben schwere, in der Sparsamkeit des Königs begründete Hindernisse entgegen, die erst beseitigt wurden, als die junge Gemahlin des Prinzen, die kunstsinigige Schülerin Goethes, eigenhändig einen Entwurf zu einem Landhause zu Papier brachte, der dem König so wohl gefiel, daß er am 3. August 1833 dem Prinzen den Forstgrund des Berges in Erbpacht übergab und das westlich gelegene Grundstück, bisher als Weinberg benützt, hinzukaufte. Der Platz war herrlich gelegen, denn von ihm aus boten sich über die zu großen Seen erweiterte Havel hinweg bis nach der Stadt Potsdam und dem Nute-Thal mit den umliegenden bewaldeten Anhöhen entzückende Aus- und Fernsichten, und je mehr man sich mit ihm beschäftigte, um so geeigneter erschien er, vor vielen andern durch die Gartenkunst gehoben und verschönert zu werden.

Während Schinkel sich dem Auftrage unterzog, einen umfassenden Entwurf im Tudorstil für den Aufbau des Landhauses auszuarbeiten, diente inzwischen ein kleines unausgebautes Haus etwaigen Besuchern zum Aufenthalt. Leider reichten die vorhandenen Mittel zur Ausführung der Pläne des genialen Künstlers nicht aus, und man mußte sich vorläufig an einem Teile desselben genügen lassen. Unter Persius' Leitung wurde der fürs erste der östliche Teil des Hauses 30 Meter über der Havel gebaut und hier durch geschickte Anordnung in zwei Stockwerken Wohn-, Kinder- und Fremdenzimmer, Speiseaal etc. eingerichtet und unter persönlicher Leitung der Prinzess Wilhelm in englisch-gothischem Stil ausgestattet. Am 18. Oktober 1835, dem vierten Geburtstage unseres Kronprinzen, wurde der neue Sommeritz eingeweiht, nicht ohne heitere Erinnerung an die Thätigkeit, welche der Garde-lieutenant Prinz Wilhelm vor 24 Jahren als Pionier in dem Aufbau der oben erwähnten Schanze gerade hier entwickelt hatte.

Zehn Jahre später (1845) wurde Straß damit beauftragt, die ursprünglichen Pläne zu vollenden, und durch ihn hat das Schloß im Laufe der Zeit seine heutige Gestalt und Ausdehnung erhalten. Und wie reizvoll ist es! In seinem Innern weht dem Besucher nirgends die ungemüthlich kalte Luft alter großer Schlösser entgegen. Hier ist alles wohnlich und „hübsch bei einander“, große Korridore sind nicht vorhanden, und das treffliche Arrangement der Zimmer ermöglicht ein trauliches Familienleben. Das Arbeitszimmer des Monarchen liegt hoch und bietet eine herrliche Aussicht; seine Freude an Natur- und Tierleben offenbart sich überall: ein zahmes Reh, des Kaisers Liebling, und zahlreiche unter den Bäumen und in dem Gebüsch flüchtig hinschlüpfende Fasane, sowie einige Truthähne und anderes Geflügel verjammeln sich jeden Morgen vor der Terrasse, um ihr Frühstück aus der Hand des Schloßherrn entgegenzunehmen.

An das kaiserliche Arbeitszimmer schließt sich ein in roten Farben gehaltenes Vorzimmer an, welches, wie fast alle Räume des Schloßes, durch Abstumpfen der vier Ecken achteckig geworden ist. In ersterem deckt ein hellfarbiger Anstrich statt der Tapeten die Wände, der Fußboden ist von einem rot und weiß gemusterten Teppich bedeckt; die eine Ecke wird von einem hellen Marmoramin eingenommen, die andere ist durch die Bronzefigur eines Knaben geziert, zwischen beiden befindet sich ein Sofa und über demselben ein großes Ölgemälde. Tische und Stühle sind mit rotgebundenen Gebunden und anderen Büchern, kleinen Kunstwerken u. a. bedeckt, meist Geschenke von Mitgliedern der kaiserlichen Familie. Ein vergoldeter Kronleuchter in gothischem Stil hängt von der Decke herab. Von diesem ebenso vornehmen wie behaglichen Raum ist ein Teil durch seitlich zurückgeschlagene buntfarbige Vorhänge getrennt: der Erker, in welchem der Schreibtisch steht, an dem der Kaiser sämtliche Geschäfte erledigt, ein in schwarzem Holz geschnitztes Möbel, darauf in der Mitte ein Aufsatz und Schränkchen mit goldschimmernder Thür, vor ihm ein wenig bequemer Sessel aus Eichenholz mit geschlossenen

geraden Armlehnen und beinahe senkrecht aufsteigender hoher Rückstütze. Hinter dem Arbeitstisch ist an der Wand ein in dunklem Holz mit Einlagen von Achat und anderen kostbaren Steinen gearbeiteter Kabinettkasten aufgestellt, wie es scheint, ein Kunstwerk aus dem 17. Jahrhundert, auf der Deckplatte desselben ein fein in gothischer Kerbschnitterei gearbeitetes Kästchen von hellbraunem Holz. Die Bronze-Statuetten Goethes und Friedrich Wilhelms III. schmücken den Schreibtisch. Ein an der Wand befestigtes Fächergerüst mit einigen hübschen Eisenfiguren, ein in der Ecke stehendes Waschgerät, eine von der Decke herabhängende vergoldete Laterne in gothischem Stil und ein kleiner zierlicher Kronleuchter — das ist die Einrichtung des Erkers, einfach und bequem, wie die des ganzen Schlosses.

Mit dem Aufbau des Schlosses begann s. Z. auch die zweite großartige Arbeit: den Wald zu idealisieren, ihn zu einem zeitgemäßen Landschaftsgarten umzuschaffen. Die ursprüngliche Bestimmung ist durch bis in die neueste Zeit fortgesetzte Ankäufe aus den Gemeinden Neuendorf und Klein-Glinde, sowie durch forstfiskalische Ländereien zu einer Fläche von 150 Hektaren (600 Morgen) angewachsen und bildet seit dem 9. Mai 1884 einen selbständigen Gutsbezirk.

Mit der Anlage der ersten Wege durch die hier befindlichen, nach der Zerstörung durch die Franzosen wieder herangewachsenen Eichenhaine, und mit der Anschließung des vor dem älteren Teile des heutigen Schlosses liegenden „Forstäckers“ wurde Lenné, der spätere Generalgärtnerdirektor Friedrich Wilhelms IV. betraut, nach dessen Thronbesteigung (1840) aber durch Arbeiten in der eigenen Verwaltung derartig überhäuft, daß er an keine andere Thätigkeit denken konnte, als die Wünsche seines Königs und Gönners für die großartige Erweiterung der von Friedrich dem Großen angelegten Gärten von Sanssouci auszuführen. So trat denn auf Bitte des Prinzen der Fürst Pückler-Muskau (geb. 1785, gest. 1871), als feinsinniger Landschaftsgärtner bekannt, an seine Stelle, um in großen Zügen den Charakter der ferneren Anlagen zu bestimmen. Fortgesetzte Ankäufe, besonders der Grundstücke dicht an der Havel, Erbauung des zweiten Teils des Schlosses und eines Dampfmaschinenhauses für die Bewässerungsanlagen und Wasserkünste wurden die Ursache, daß der Fürst die ursprünglichen Lennéschen Pläne vollständig umarbeiten mußte, um eine harmonische Einheitlichkeit zu erzielen, und so wurde der Park nun fast ausschließlich nach den Entwürfen des Fürsten angelegt. Die Thätigkeit desselben fällt in die Zeit von 1840 bis Mitte der fünfziger Jahre, wo die Anlagen einen vorläufigen Abschluß fanden; sie wurden später erst durch Hofgärtner Ferdinand Kindermann weiter ausgeführt und nach den Plänen des Fürsten, sowie nach den persönlichen Anordnungen des Prinzen vollendet.

Wenige Jahre nach der Thronbesteigung des Prinzen (2. Januar 1861) trat eine neue Epoche auch für Babelsberg ein. 1864 und 1865 wurden die Grenzen des Parkes durch Ankauf von Aekern und Wiesen bis an die Kolonie Nowawes und an der Havel hin bis gegenüber Potsdam herausgerückt; mit der Weiterführung der Anlagen wurde im Herbst 1865 begonnen, nachdem der Sohn des eben verstorbenen Hofgärtners nach den speziellen Angaben des Königs einen Plan entworfen hatte und mit dessen Ausführung betraut worden war.

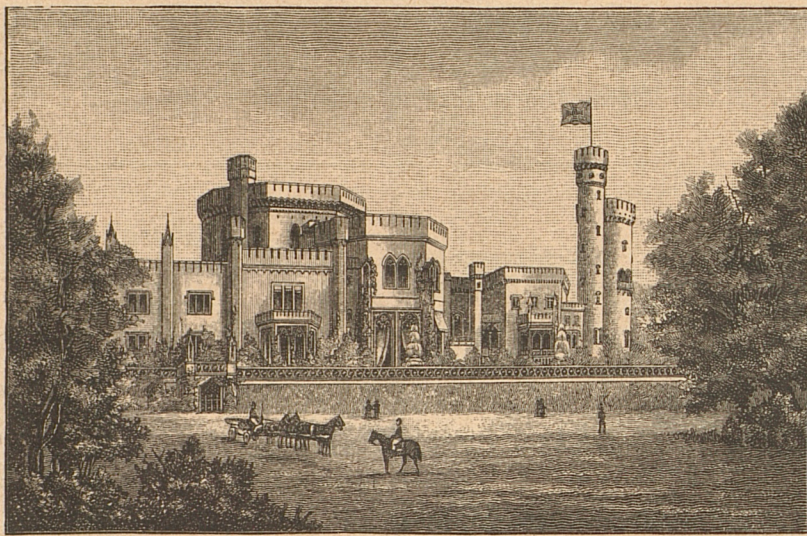
Es muß hier ganz besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß bei diesen Neuanlagen des Parkes bis in die jüngste Zeit der kaiserliche Schlossherr selbstthätig mit eingegriffen hat und daß nichts vollendet worden ist, bevor es von ihm bis in die kleinsten Einzelheiten genau geprüft worden war. Bei einem solchen Inspektionsgange des hohen Herrn ereignete sich ein hübscher Vorfall.

Der König, wie gewöhnlich bei solchen Spaziergängen gekleidet in einfache Interimsuniform mit Mütze und gestützt auf einen dicken Spazierstock, musterte die Arbeiten bei den Neuanlagen und wurde dabei von einem Gärtnergehilfen begleitet. Je länger der Monarch vorwärts schritt und alles musterte, desto unruhiger wurde der Gehilfe, so daß dem hohen Herrn schließlich das eigentümliche Benehmen des jungen Mannes auffiel und er ihn aufforderte, freimütig zu sagen, was er habe. Dieser gestand darauf, daß er Einjährig-Freiwilliger sei und sich zu einer bestimmten, jetzt gewiß verfloffenen Stunde in der Kaserne in Potsdam habe einstellen sollen. Der König sah nach der Uhr und meinte: „Dann haben Sie allerdings die Zeit schon versäumt. Legen Sie schleunigst Uniform an und melden Sie sich bei mir!“ Gefagt, gethan. Als der Einjährige sich meldete, fand er den König im Wagen sitzend und erhielt die Aufforderung, sofort einzusteigen. In fliegender Eile ging es nun zum Kasernenhof, wo der Monarch an den Kompaniechef herantrat und sprach: „Herr Hauptmann, ich bringe einen Verspäteten. Bei der Abmessung der Strafe bitte ich zu berücksichtigen, daß ich die Veranlassung der Versäumnis bin.“

Der Wald von Baberow, der Wildpark des großen Kurfürsten, hat übrigens durch seine gartenkunstmäßige Idealisierung wenig von seinem ursprünglichen Charakter verloren: auf seinem herrlichen Rasenteppich stehen meist einheimische Bäume, darunter viele drei-, vier- und mehrstämmige Eichen, Linden, Ahorn u. a., die wahrscheinlich nach dem Abholzen durch die Franzosen als „Stoßausschlag“ sich in dieser Weise herangebildet haben und dem Auge eine eigentümliche Abwechslung bieten; zwischen ihnen finden sich hier und da einzelne, zum Gedeihen der Fajanen unentbehrliche Kesseln, die dem Auge manches Laten vielleicht als unnützes Unkraut erscheinen sind. Mit seinem Ries überzogene, ziemlich schmale Wege führen außer den breiteren Fahrwegen den Kaiser auf seinen Spaziergängen zu den auf mehreren Stellen geöffneten Ansichten, welche den Blick über das Wasser hinweg in eine herrliche Landschaft lenken, kostbare Bilder in laubbekränzten Rahmen. Hier und da aufgestellte große Steine mit orientierenden Aufschriften weisen den Wanderer zurecht, auch zu einer kleinen steinernen Säule, dem sog. Bildstöckl, das unten dicht an der Havel unter Bäumen und zwischen Ruhebänken, umgeben von einer künstlich gezogenen und doch natürlich erscheinenden Quirlande sich erhebt.

An dieses Bildstöckl knüpft sich folgende hübsche Geschichte, die sich lebhaft aus den Jugenderinnerungen des Verfassers dieser Zeilen hervorhebt. Dasselbe stand früher zwischen den Dörfern Muggensturm und Bichsweiler auf einer Markscheide des Feldes; neben ihm hielt am 29. Juni 1849 im Gefecht des badiischen Aufstandes der Oberbefehlshaber preussischer Truppen, der damalige Prinz von Preußen und rief uns, der gegen heftiges Artilleriefeuer anrückenden 2. Kompagnie der 5. (Görlitzer) Jägerabteilung, mit lauter, den Donner der Kanonen übertönender Stimme zu: „Zurück Jäger! Habt euch vorgestern bei Heidelberg brav gehalten, sollt heute ruhen!“ — Dort äußerte auch der Prinz zu seinem Hofmarschall, später kaiserlichem Oberhaus- und Hofmarschall Grafen Pückler, daß er wohl ein Bildwerk besitzen möchte, das dem „Bildstöckl“ gleiche und am Ufer der Havel im Park von Babelsberg aufgestellt werden könnte. Davon hörte der Großherzog von Baden, der dem Prinzen gern eine Aufmerksamkeit erweisen und einen Beweis seiner Dankbarkeit für die Unterdrückung des Aufstandes geben wollte: so bat derselbe im Herbst 1849 bei Gelegenheit der Besichtigung des Schlachtfeldes den Prinzen, das Bildstöckl als eine Erinnerung an den Feldzug in Baden annehmen zu wollen; er ließ an ihm eine feinerne Platte mit dem Eisernen Kreuz und dem Datum des „29. Juni 1849“ anbringen; und so kam es nach Babelsberg. An der Stelle, wo es gestanden, steht jetzt eine Nachbildung desselben.

Von den Ansichten aus dem Park über die Havelseen nach dem jenseitigen Ufer mit seinen malerischen Höhen, Wäldern, Schlössern, Villen und Gärten ist wohl die von der Feldherrnbank eine der schönsten; ihr zunächst erhebt sich die Siegessäule, eine hohe schlanke Granitsäule mit einer Rauchschen Viktoria auf kräftigem Unterbau, der mit Denkmünzen und dem Eisernen Kreuze zur Erinnerung an die Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 geschmückt ist. Die Feldherrnbank trägt auf ihrer Lehne in der Mitte die Büste



Schloß Babelsberg.

des deutschen Kronprinzen, rechts von ihm, vom Beschauer aus gesehen, die von Moltke, dann die von Moons († 23. Februar 1879 in Berlin), Graf von Werbers und des Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg-Schwerin († 15. April 1883); links die des Prinzen Friedrich Karl von Preußen († 15. Juni 1885), von Manteuffels († 17. Juni 1885), von Goebens († 13. November 1880) und die des Kronprinzen Albert, seit 1873 König von Sachsen; auf der Durchschnittslinie des Halbkreises der Bank befinden sich die Büsten der Generale Steinmetz († 3. August 1878) und Herwarth von Bittenfeld († 2. September 1884), der des Kronprinzen gegenüber, jenseits des zwischendurch gehenden Fahweges, die des Fürsten Bismarck; es sind das alle jene Staatsmänner und Krieger, die durch weisen Rat, in Schlachten und zahlreichen Gefechten, dem Prinzen von Preußen, dem späteren König und jetzigen Kaiser geholfen haben, die Feinde Deutschlands niederzuhalten, sie zu vernichten und das Deutschland unserer Jugendträume, das geeinte Deutschland, wieder herzustellen.

W. Hüttig.

### Is's möglich?

Wo weist die große starke Seele,  
So ernst und doch so sonnensroh,  
Die ahnungsvoll ich mir erwähle,  
Ob ungekannt; wo weist du — wo?

Is's möglich, daß im Weltgetriebe  
Du flüchtig mir berührt die Hand,  
Und weiter schrittest ohne Liebe,  
Weil dich mein Auge nicht erkannt?

Is's möglich, daß zur selben Stunde  
Wir knieten einst am Hochaltar  
Im Gottesdom, und daß die Wunde,  
An der du littst, auch meine war?

Is's möglich, daß in fernen Landen,  
Wo ich gefolgt der Schönheit Spur,  
Wir weilten und uns doch nicht fanden,  
Und der Besitz blieb Ahnung nur?

Is's möglich, daß es Gottes Wille,  
Daß wir fort wandern so allein,  
Und daß wir in der Friedhoffstille  
Einst stumme Nachbarn sollen sein?

B. E. Armstrong.

### In Horodzienko.

Novellette von Margarethe Halm.

„Freue dich mit mir, gute Mutter,“ schrieb Kadett von Pollenberg, „ich bin zum Offizierstellvertreter befördert worden, mit der Beförderung nach Ostgalizien. Wenn Du diesen Brief in Deinen lieben Händen hältst, bin ich bereits nahe der russischen Grenze in Horodzienko, wo einige Eskadronen unseres Regiments liegen. Die Reise nach der polnischen Schneewildnis ist keine bequeme, ich werde eine Strecke reiten müssen, weil die Bahn nicht bis Horodzienko geht; aber ich freue mich darauf, wie sich nur ein junger Mann auf eine Abwechslung im Leben und im Dienste freuen kann. Auf ein baldiges Schreiben also, liebste, beste Mutter. Meine Adresse ist kurz, Name, Ort, Charge. In meiner neuen Station kann kein Brief verloren gehen, so klein ist sie, und wir gelten da so viel wie Hof, Regierung und höchste Honoratioren. Es küßt Dich innigst Dein glücklicher Alexander.“

Röte und Blässe wechselten auf dem Antlitze der Matrone. Welche Mutter liebt auch die Briefe ihres Sohnes ohne Herzpochen, ohne Thränen, ob diese nun dem Weh oder der Freude fließen? Hier zitterte das Herz der Mutter in zweifachem Empfinden: in Wonne und in Sorge. Das geliebte Kind wurde ihr ja vom Geschick wieder um ein Stück Weges weiter weggeführt!

Die Vergangenheit stieg im Bilde vor dem Geiste der Oberstin Pollenberg auf. Alexander, der schöne wilde Knabe mit den strahlenden Blauaugen, das verjüngte Ebenbild seines Vaters, wie er leibt' und lebte, bevor er bei Sadowa fiel, ist heute ein blühender junger Mann, auf dem Wege zum goldenen Porte-épée. Er ist der Mutter all' und eins. Er war es, für den sie sich aufraffte, für den sie sich am Leben zu erhalten trachtete, als sie vergebens nach dem Grab ihres Gatten gesucht hatte; er war's, für den sie jede Minute ihres Lebens dachte und sorgte, litt und lächelte, als die schwere Wunde ihres Herzens zu bluten aufgehört, und sie sich selbst in ihm wiedergefunden hatte.

Bis zum vierzehnten Jahr hatte das Kind anter keinem fremden Dache geschlafen; von da ab begann freilich die Trennung zwischen Mutter und Sohn, was den Alltag anlangte. Aber Frau von Pollenberg übersiedelte sogleich in jene kleine ungarische Stadt, wohin Alexander in die Militärakademie geschickt wurde; sie blieb dort, so lang er dort lernte, dann zog sie weiter, dorthin, wo er die Militärakademie durchzumachen hatte. Dann — ja dann konnte sie ihrem Kinde freilich nicht mehr nachziehen. Erstens hatten diese zwei Übersiedelungen ihr ohnedies nicht bedeutendes Vermögen sehr geschmälert, zweitens ist der Aufenthalt eines Kadetten in seiner Garnison oft nur ein sehr kurzer — nun mußte sie sich von ihrem Kinde trennen.

Er war ja auch bereits Mann, ihr Alexander, und ohne es je ausgesprochen zu haben, fühlte es die zartempfindende Mutter, daß sie dem bereits mündig gewordenen Sohn seine volle Freiheit geben müsse; daß sie ihn nun in die Welt müsse ziehen lassen, hinaus ins feindliche, aber auch — wie es für einen jungen Soldaten höheren Standes natürlich ist — ins freundliche, lustige Leben hinaus.

Es ist das Los auch der zärtlichsten Mutter, ihren Liebling dereinst von sich lassen zu müssen. Der junge Vogel wird flügge und verläßt das Nest; wenn die Vogelmutter deren vergißt und einer neuen Brut ihre Sorge zuwendet — der Mensch vergißt nicht. Das Seelenband zwischen Mutter und Kind bleibt und webt sich fester und fester in Briefen.

So waren denn auch Alexanders Briefe die einzigen Lichtpunkte in dem materiell zwar nicht unbehaglichen, aber seelisch doch ziemlich matt erhellten Witwenleben der Oberstin. Tags an den geliebten Sohn denken, nachts von ihm träumen, das war ihre liebste Beschäftigung. Dabei flog die Kadel in ihrer Hand ab und zu für den Liebling. Niemand hätte seine Wäsche nähen, seine Strümpfe stricken dürfen, als die Mutter, die keinem diese ihr so seltsame Beschäftigung vergönnt hätte.

Frau von Pollenberg war aber auch eine Künstlerin in Handarbeiten, und sie stiftete Fußteppiche, Wandteppiche, Reise-taschen, Lampenteller, Sofakissen, Ofenschirme, Vorhänge, Puffs, Schlummerrollen und Bettdecken für ihren Sohn. Alexander verzweifelte fast über das Magazin von Luxusgegenständen, die er von Garnison zu Garnison mitschleppen mußte. War er aber an Ort und Stelle, so freute er sich seines vornehm ausgeschmückten Zimmers, um welches ihn mancher Stabsoffizier beneiden konnte.

Wie oft schrieb Alexander: „Liebe Mutter, beschenke mich nicht so reichlich und ohne Unterlaß. Womit soll ich Dir vergelten? Der Gedanke, daß Du Dir vielleicht, ja gewiß manches versagst, um alle diese Kostbarkeiten für mich anzufertigen, ist mir schmerzlich!“ Darauf die Mutter: „Mein Kind! Gömme mir die Freude, das Glück, immerfort für Dich zu schaffen. Hätte ich Dich um mich, so gäbe es vielerlei andere Beschäftigung meinerseits für Dich, ich würde dann gewiß weniger nähen und sticken; so aber kann ich Dir ja gar nichts anderes leisten, als das, was ich thue. Laß mir also diese einzige Freude, Dich mit all' dem Schönen zu umgeben, welches meine Einbildungskraft ersinnt und mein Fleiß zustande bringt. Ich darbe deshalb durchaus nicht. Ich habe wenig Bedürfnisse und bin wirtschaftlich; da kann man sich schon, wenn man nicht mittellos ist, einigen Luxus gestatten.“

Und jetzt war ihr Alexander in eine Gegend verschlagen, wohin ihm die Mutter kaum in Gedanken zu folgen vermochte! Wie sollte sie sich Horodzienko, das Dorf, oder den Flecken vorstellen? Die Landkarte hatte weder Bild noch Namen für diesen Ort; Flachland — das war alles, was für diese Gegend zu entnehmen war, Bug, Pruth, Sered die Flüsse, die in der Nähe sein mochten.

Frau von Pollenberg seufzte. „Du mußt mir die Gegend beschreiben,“ schrieb sie an ihren Sohn, „damit ich mir wenigstens vorstellen kann, wie es dort aussieht, wohin ich Dir, mein

Kind, leider nicht folgen kann. Jetzt im Winter habt Ihr jedenfalls nichts als Schnee; weit und breit eine weiße, unheimliche, trostlose Ebene. Vielleicht sind gar in Eurer Wildnis auch Wölfe!"

Diese plötzlich im Geiste der Mutter auftauchende Vorstellung berührte sie auf sehr unangenehme Weise. Sie unterbrach sich im Schreiben, es dämmerte bereits — heute konnte der Brief ohnedies nicht mehr abgehen. Sie stand auf und ging unruhig auf und ab. Dann nahm sie Hut und Mantel, um einen Spaziergang durch die gaserhellten Straßen der Stadt zu machen. „In Horodzienko werden sie abends gewiß mit Stalllaternen durch die Gassen gehen müssen“, sagte sie zu Frau Bergl, einer alten Wittwe, die ihr auf dem Wege begegnet war.

Die alte Frau lachte. „Dort wird es wohl nicht viele Gassen geben. So ein Dorf läuft wohl nur eine Strecke an der Kaiserstraße fort.“

„Aber eine ordentliche Kaserne werden sie wohl haben. Ich war ja auch in Galizien, freilich nicht so tief drinnen. Gemauerte Häuser gab's überall, wo wir waren und wir waren auch bisweilen nur an Dörfer gewiesen“, sagte Frau von Pollenberg. Die Wittwe zuckte die Achseln. „Eine Kirche wird ja doch auch dort sein“, fuhr Frau von Pollenberg sich selbst zum Troste fort.

„Und ein ordentliches Spital gewiß auch“, ergänzte Frau Bergl gutmütig. Diese Bemerkung der alten Frau fuhr der Oberstin ins Herz wie ein Dolchstich.

„Wenn Alexander krank wird, hat er in dem elenden Flecken genügende Hilfe?“ sprach sie halb unbewußt, bebend vor sich hin.

„Nun, ohne Arzt läßt man eine Reiterabteilung gewiß nicht“, sagte die Wittwe in entschiedenem Tone.

Man war vor dem Wohnhause der Oberstin angekommen. Die Damen verabschiedeten sich. „Das steht fest, ich bin besorgt um meinen Alexander wie nie“, war das letzte Wort der Mutter.

Gedankenvoll war sie die Stiege hinaufgegangen, mechanisch trat sie in ihre Wohnung ein, legte ihre Kleider ab und ging traumverloren zu Bette. Ein Gebet für den fernen Sohn auf den Lippen entschloß sie.

Goldne Bilder aus der Vergangenheit gaukelte ihr die entseelte Phantasie vor. Sie lag in grünverhangenen Zimmer und das Neugeborene lächelte in ihren Armen. Freudestrahelnd stand ihr Gatte vor ihr und dankte ihr für die Himmelsgabe an ihrer Brust. Dann sah sie den Knaben, wie er kaum über zwei Jahre alt eine blühende Wiese erblickte. Zum erstenmale in seinem bewußten Leben sah Alexander damals das herrliche Blumenleben in seiner vollen, märchenhaften Pracht. Voll von unbefehlblichem Staunen und Entzücken breitete das jubelnde Kind die Arme aus, um die Blumen zu umarmen, die auf ihren schwanken Stielen nicht größer waren als er. Wie er in das wogende Blütenfeld griff, wie er einzelne besonders schöne Blumen an sich zog und die Blütensterne und Kelche küßte! Wie er sich von seinen Lieblingen nicht trennen wollte, als es Nachhausegehen hieß, wie er weinte und schrie, da ihn die damals noch junge Trine auf den Arm hob und fort trug! Der Vater pflückte ihm rasch die schönsten Blumen, und einen riesigen Strauß in den Armen, beruhigte sich endlich das Kind und ließ sich nach Hause bringen. Man konnte den Knaben kaum auskleiden, um ihn schlafen zu legen, so fest hielt er seine Blumen. Er schlief auch so ein, unzählige Blumen an seiner Brust und um ihn her.

Da tritt der Vater vom Bett des Kindes fort und bedeckt die Augen mit der Hand. Er weint und spricht: „Sieht er nicht aus wie ein totes Kind unter diesen Blumen?“

„Ach, und nun bist du selbst tot, geliebter Mann —“ flüstert die träumende Witwe, rückt sich das Kissen unter ihrem Haupte zurecht und schläft weiter.

Plötzlich schellte es draußen. Mit heftigem Herzklopfen richtete sich Frau von Pollenberg im Bett auf, die alte Trine krabbelte auch schon in der Küche auf. Es schellte nochmals. Da stand auch schon Trine vor der erschrockenen Mutter und hielt ihr eine telegraphische Depesche hin. „Aus Horodzienko?“ schrie Frau von Pollenberg, riß auf und las: „Ich bin krank und erwarte Dich. Dein Alexander.“

Mit einem Sprunge war Frau von Pollenberg aus dem Bette. Trine hüllte sie in ihren Schlafrock, sie stürzte an den Tisch und mit fliegender Feder schrieb sie: „Augenblicklich kommt Deine Mutter.“

„Geh, eile Trine, zum Telegraphenamt!“ Trine warf die Winterkleider auf ihren Leib und rannte fort. An allen Gliedern zitternd, blieb die entsetzte, schmerzgeriffene Mutter allein. Was thun? Die Phantasie mußte schweigen, das Notwendigste jetzt bedacht werden.

Das erste war, eine feste warme Fußbekleidung zu suchen. Dann nach der Uhr zu sehen. Elf Uhr erst! Was würde es nützen jetzt mit dem Personenzug zu reisen, der vor Mitternacht abgeht? Er geht zu langsam, auch würde man nicht mehr zur rechten Zeit fertig. „Alexander wird sich beruhigen, wenn er das Telegramm bekommt, er wird mich erwarten, das wird ihm Kraft geben —“ sagt die Mutter vor sich hin. „O, wenn die Menschen doch Flügel hätten!“ Sie schluchzt. Plötzlich ermannt sie sich und eilt an die Geldkassette. Zieht eine Hundertguldennote heraus. Eine zweite dazu. Sucht nach der großen flachen Brieftasche, steckt das Geld samt der Tasche in den altmodisch großen Muff, legt die Pelzkappe, den Pelzmantel und den dichten Reiseschleier dazu. Jetzt die kleine Hausapotheke für den Notfall her. In den Reisekoffer hinein. Wäsche, Wollentücher, Linnenzeug. Eine Flasche mit altem kostbaren Krankenwein aus der Speisekammer. Wo find die Schlüssel? Da ein Stück Kuchen, etwas Wurst als Wegzehrung in die Handtasche.

Trine kommt atemlos zurück. „Schließe den Koffer“, befiehlt Frau von Pollenberg. „Wecke den Hausknecht, den Hausbesorger, jemand muß den Koffer tragen helfen! Warum hast du keinen Wagen gebracht, Trine?“

„So spät ist ja keiner mehr auf der Gasse zu finden“, sagt Trine.

„Gut, so gehen wir zu Fuße.“ Der Hausknecht steigt brummend die Stiege herauf. „Was ist denn los?“ poltert er schlaftrunken.

„Ein Telegramm ist gekommen, die gnädige Frau muß fortreisen. Fort auf die Bahn!“ ruft Trine.

Der Kiese im Lobenrock und der Filzmütze schwingt den

Koffer auf die Achsel. „Aber einen guten Traglohn muß ich haben. Anstatt im warmen Bett zu schlafen dieser Spazierweg im Frost. Sagra . . .“

Frau von Pollenberg drückt dem Ungeschlachten einen Silbergulden in die Hand, schließt die Zimmerthür, giebt Trine den Schlüssel.

„Trine“, sagt sie, „du hast Alexander auf den Armen getragen, als er klein war, du bist erprobt, gib mir jetzt acht auf Haus und Habe!“

Trine küßt ihrer Herrin die Hände, weint und fleht: „Nur bald wieder kommen, Euer Gnaden, und schreiben, wie's geht. Ich wer' nichts thun als weinen. Es ist ja schrecklich, schrecklich, wie mir bang sein wird.“

„Leb' wohl, treue Seele, wenn alles gut geht, bringe ich dir etwas Schönes mit“, spricht Frau von Pollenberg gerührt.

„O, wenn Euer Gnaden nur sich selbst mit bringen und der junge Herr gesund wird, mehr wünsch' ich nicht“, schluchzte Trine.

Man ist auf dem Bahnhofe angekommen. Das Gepäck ist einweilen verjagt, aber jetzt heißt es warten, warten. Der Wartesaal ist warm, man schlummert leicht in einer Ecke der gepolsterten Wandbänke ein. Da schrillt und pfeift es draußen markerstüttend. Der Kurierzug ist da. Flugs Karten gelöst, Gepäck aufgegeben, eingestiegen — „Rrrrr“ geht es fort, und immer schneller, in heftigem, rasendem Rollen und Schlagen und Fliegen der Räder, der Speichen, der Ketten, der Ruffer und Stangen ineinander — rrrrr — fort. Der Morgen graut. Schneewildnis überall. Wie weißer Pelz liegt es auf der Erde, der Himmel ist grau verschleiert. Eiszapfen an den Dachrinnen der Wächterhäuschen, Eiszapfen am Barte des Schaffners, der lautlos an den Waggonfenstern vorübergleitet. Bäume und Sträucher sind schneebedeckt, auf jedem Hause liegt es wie ein Federbett. Jeder Pfahl hat eine weiße Pelzkappe auf. Dabei die Eintönigkeit des grauweissen, schneelichten, nebeligen Horizontes. Mittags beginnt die Sonne ihren Schein durch die dichte Luft zu jenden, dann spaltet sie die lichtgraue Flut des Äthers und tritt auf blauem Wintergrunde strahlend hervor. Alles beginnt nun zu glitzern, zu glänzen. Diamantenpracht flimmert über den blendenden, in tausend und tausend Prismen aufstrahlenden Schneehüllen. Allmählich schwindet das Leuchten, Grau in Grau färbt sich der Himmel und ein mattes Abendrot senkt seine verklärenden Strahlen auf die kalte Erde.

„Lemberg!“ ruft plötzlich der Schaffner, Frau von Pollenberg steigt aus und späht, wo sie jemand finde, der ihr in deutscher Zunge Auskunft gebe.

Da geht ein alter Jude im riesigen Schoppenpelz über dem schwarzatlassenem Kasten daher. Dem Greise mit den wohlgekräuselten weißen Seitenlocken naht sie und fragt: „Wie weit ist es noch bis Horodzienko?“

„Bis Busk, dann bis Bialyskamen mit der Post.“

„Richtig, bis Busk geht die Bahn“, sagt Frau von Pollenberg. Sie hatte den Namen vergessen, den sie ja auf der Landkarte gelesen hat. „Der selbe Zug?“ fragt sie.

„Der selbe.“

Frau von Pollenberg steigt wieder ein. Es ist kalt, es schüttelt sie. „Wann kommen wir nach Busk?“ fragt sie einen anderen Juden, dem rötliche Böckchen an den Wangen baumeln und der zum Waggon hineinguckt.

„Um zehn Uhr.“

„Und nach Bialyskamen?“

„Mit der Post zwei Stunden nach Mitternacht.“

„Und dann nach Horodzienko?“

Der Jude schüttelt den Kopf. „Nachts will dort niemand fahren.“ sagt er und geht.

Wie's der Jude gesagt hatte, so war's. In Bialyskamen wollte der Wirt der großen Karczma nicht fahren. „Was, in der Nacht“, sagte er und kratzte, die Mütze in der Hand, seinen zottigen schwarzen Kopf. „Nein, der Schnee ist groß, die Wölfe heulen.“

„Ich muß aber nach Horodzienko!“ rief Frau von Pollenberg, ihr Polnisch radebrechend. „Mein Sohn liegt dort krank.“

„Morgen zu Mittag fahr' ich mit Wein und Schnaps nach Horodzienko, dann kann die Frau mit fahren. Einsteilen kann sie hier schlafen.“

Der Wirt mit dem mageren, finsternen Gesicht, dessen Augen immer zur Seite blickten, wenn er sprach, löste Frau von Pollenberg wenig Vertrauen ein. „Führen Sie mich nach dem Pfarrhause“, sagte sie zu zwei Trainisoldaten, die noch am Tische saßen, ihren Knaster schmauchten und Deutsch sprachen.

Die Soldaten standen auf, salutierten, faßten den Reisekoffer an, auf welchen Frau von Pollenberg zeigte und gingen in die Nacht hinaus. Der Wirt schnitt ein Gesicht, noch finsterner als vorher und hielt die Hand hin, indem er die Mütze abzog, sich bis zur Erde herab verbeugte und um ein Trinkgeld bat. Frau von Pollenberg gab ihm etwas Kleingeld und folgte den Soldaten. „Was des Kaisers Rock trägt, muß redlich sein, auch in der Wildnis“, dachte sie, denn es ging über Stock und Stein, zwischen Schneehaufen und Gruben. „Ich will zu meinem Sohn nach Horodzienko, wo er Offiziersvertreter ist.“ Die Soldaten lästeten ehrerbietig ihre Mützen. „Wollt ihr mich dorthin begleiten?“

„Zu Befehl“, sagten beide zugleich.

Man war vor dem kleinen gemauerten Pfarrhause angekommen. Alles war finster, nur die kleine Handlaterne, welche der eine Soldat aus der Karczma mitgenommen hatte, warf flackernde Lichter, gelb und rötlich, auf die niedrigen vergitterten Fenster. „Habt ihr eine Kaserne in Bialyskamen?“

„Nein.“

„Auch keinen Offizier oder Kadetten da?“

„Nein.“

„Ist in Bialyskamen kein Militär?“

„Nein, wir sind nur auf Urlaub hier, weil wir marode

waren.“

„Also müssen wir doch da anklopfen. Pocht!“

Die Soldaten gehorchten und pochten mächtig an die Thür. Ein Hund begann im Inneren des Hauses zu bellen. „Wer da?“ riefen auf Polnisch zwei Stimmen, eine männliche

und eine weibliche. „Kto jest? Co chcecie?“ scholl es aus dem Hause.

„Macht nur auf“, sprach Frau von Pollenberg, „eine gute Christin muß Euren Herrn sprechen. Jeder Verzug kostet vielleicht ein Menschenleben.“

Die Leute im Inneren des Pfarrhauses entfernten sich noch tiefer hinein. „Gewiß, sie wecken den Herrn Pfarrer“, sagte der eine der Soldaten.

„Gewiß“, bekräftigte der andere. Frau von Pollenberg konnte vor Kälte kaum mehr stehen. Auch die Soldaten hoben ein Bein nach dem anderen in die Höhe. Die Kälte nahm gegen Morgen stark zu.

Da widerhallte es von Tritten im Flur des Hauses. Der Schlüssel wurde ins Schloß gesteckt, knirschte und das Thor ging auf. Eine ehrwürdige hohe Greifengestalt im Priesterkleide stand da. Dem Pfarrer zur Seite der Haushälterin und die Haushälterin, eine brennende Lampe in der Hand. Der große schwarze Hund lief knurrend herum und beroh die Ankömmlinge.

Frau von Pollenberg ergriff die Hand des Greises und zog sie an die Lippen. „Codoicie manie przyprawdzilo, córko moja?“ fragte der Geistliche. „Was führt dich zu mir, meine Tochter“, wiederholte er in gebrochenem Deutsch, da er sah, daß sein Gast ein kaum verständliches Polnisch sprach. Frau von Pollenberg teilte ihm Zweck und Ziel ihrer Reise mit, bat um die Erlaubnis, ihren Reisekoffer hier lassen zu dürfen, sie eile sogleich des Wegs nach Horodzienko. Das wollte der alte Herr aber nicht gestatten. Er fertigte die Soldaten ab, denen Frau von Pollenberg zwei kleine Silbermünzen in die Hände drückte und die ihr hoch erfreut dankten.

„Du bleibst hier, meine Tochter“, sagte der Priester, „bis morgen. Mittags fährst du mit dem Wirt, der immer um diese Stunde fährt. Es sind zwei starke Meilen nach Horodzienko.“

„So lange halte ich das Warten nicht aus, Hochwürden. Mein Sohn ist krank —“, sagte die Mutter, der mit einem Male wieder das Bild ihres leidenden Sohnes erschreckend vor die Augen trat.

„Jetzt aber ist nichts zu machen!“ rief der Greis. „Schließe das Thor, Jacak“, befahl er dem Knecht, „und du, Marya, führe die Dame ins Gastzimmer. Mache Feuer und brühe Thee auf, Brot und Käse dazu.“ Zu Frau von Pollenberg sagte der Würdige: „Nimm fürlieb mit dem Wenigen, das ich dir bieten kann. Stärke dich, ruhe aus, mit der Hilfe Gottes siehst du bald deinen Sohn, der dir genesen möge!“ Er geleitete Frau von Pollenberg selbst bis zum Gastzimmer, segnete sie und empfahl sich: „Auf einen guten Morgen!“

Frau von Pollenberg hatte sich nicht ausgekleidet, sondern sie saß im Reiseanzug da. Sie ließ sich den duftenden Thee auftragen, aß und trank etwas. Dann fragte sie die stämmige Marya, eine dunkle Blondine gefegten Alters, wo der Weg nach Horodzienko führe. „Zaraz tu!“ sagte Marya. „Gleich von unserem Haushor rechts, bei der großen Eiche führt der Weg. Es sind lauter Weiden an der Straße. So geht's gerade fort bis hin. Aber die Frau sollte jetzt nicht an den Weg denken, sondern schlafen gehen.“

„Ich gehe nicht schlafen. Ich warte bis es Tag wird, dann gehe ich nach Horodzienko.“

„Zu Fuß?“ rief Marya und schlug die Hände zusammen.

„Wenn der Wirt nicht früher fährt!“

„Er kann nicht. Seine Pferde kommen erst zu Mittag mit Wein von Busk.“

„Also werde ich zu Fuß gehen“, wiederholte Frau von

Pollenberg fest.

„Der Herr Pfarrer wird böse sein —“, bemerkte Marya.

„Das wird er nicht. Er wird wissen, daß eine Mutter zu ihrem Kinde muß, und gilt es ihr Leben. Geht schlafen, Marya, ich werde warten, bis der Knecht zur Arbeit geht und mir das Thor öffnen kann. Wann ist das?“

„Wenn's graut“, antwortete Marya und ging. Nach einer Weile kam sie wieder und brachte einige fest zusammengedrehte Bündelchen Stroh herein. „Das nimmt die Frau morgen mit, wenn sie geht“, sagte sie eindringlich, „denn die Wölfe gehen auch manchmal bei hellem Tage herum. Sie laufen aber gleich davon, wenn sie Feuer sehen.“

Marya stellte ein Schächtelchen mit Zündholz hin. „Wenn das Stroh brennt, so wirft es die Frau dem Wolf entgegen. Dobra noc!“ sagte sie. Sie ging und kam jetzt nicht mehr wieder.

Die Mutter warf sich vor dem Bett auf die Kniee, barg ihr Antlitz in den Händen, betete und weinte. So lag sie lange wie im Traummachen. Halb schlummern, halb fiebernd lag sie da, das Haupt in den Polstern des Bettes. Endlich weckte sie Geräusch — sie erhob sich, blickte auf und ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. Hellroth flammte es am Himmel und die ganze Gegend war rot überstrahlt. Sie griff nach ihrer Handtasche, nach dem Muff, den Zündholzchen und nach dem Stroh und hinaus, hinaus eilte sie. Zur Thür hinaus, zum Hause hinaus, fort, ehe der alte Herr sie sehen, sie zurückhalten konnte. „Mein Kind, mein einziges Kind!“ flüsterte sie und eilte den Weg entlang, fort, immerfort.

Keine Seele ringsum. Die weite, starre, endlose Ebene glatt, weiß, in blendendes Licht getaucht. Lichter und immer lichter wurde es, je mehr das Morgenrot verschwand und die Sonne durch die Wolken drang.

Die Mutter sah kaum den Weg, so blendete sie das grelle Schneelicht. Rote Flecke begannen vor ihren Augen aufzukommen. Sie sah bald nichts mehr, wie Blut und Flammen wogte es vor ihr her. Zum Glück stiegen allmählich dicke Nebel auf und bedeckten mit ihrem fahlen Grau die Sonne. Nun konnte sie wieder sehen, mit offenen Augen schauen, wohin sie trat und ging. Der Weg schlängelte sich eintönig fort. Das Wasser lief der Dahinleitenden aus den Augen, scharfer Wind schnitt ihr in die Wangen. Die Kälte schmerzte sie in die Stirne. Dabei fühlte sie ihre Füße ermüden und der Atem in ihrer Brust wollte stocken. Sie mußte stehen bleiben, sie mußte langsamer gehen. „Mein Kind, mein Kind!“ rief sie aber wieder, raffte sich auf und eilte mit verdoppelter Schnelligkeit weiter vorwärts, immer vorwärts. . . .

Da bewegte sich in der Ferne ein dunkler Punkt, feldwärts der Straße zu. Frau von Pollenberg blickte zur Seite

und erkannte ein hundeähnliches Tier, welches im Galopp dahereilte. Sie blieb stehen, denn der Schrecken lähmte für einen Augenblick ihre Glieder. Das Tier blieb auch stehen, schlich zur Seite und begann sich ihr langsam mit witternder Schnauze von rückwärts zu nähern.

Mit einem Miß zog Frau von Pollenberg eines der Strohbindel in die Höhe, rief Zündholz an, der Strohhalm flackerte hellodernd auf und flog nach dem Wolfe, der heulend die Flucht ergriff. Die Angst besüßelte nun die Schritte der Dahineilenden, die aber nicht vergaß, bisweilen hinter sich zu blicken, denn daß das Raubtier dem Fliehenden von rückwärts folgt, sobald es die Flamme erlöschen sieht, wußte sie.

Der Wolf war auch bald wieder hinter ihr. Sie blieb stehen, entzündete abermals ein Strohbindel und warf es wieder gegen die Bestie. Heulend lief der hungrige Feigling abermals davon und mit verzweifelter Anstrengung eilte Frau von Pollenberg die Straße entlang, immer wieder hinter sich blickend. Unaufhaltsam nahte ihr aber auch ihr erbarmungsloser Verfolger und wieder flog ihm das Flammenbindel entgegen, wieder gewann die Gekerkte im Laufen einen Vorsprung, aber ihr Herz pochte zum Zerspringen, ihre Zunge war dürr, ihr Atem stand still. Sie sank auf einen großen Stein nieder, der am Wege lag, unfähig, sich weiter zu bewegen.

Diesmal ließ der Wolf ein wenig auf sich warten; aber langsam schlich er von der Seite wieder auf sein Opfer los, stieß die Zähne und rüstete sich zum Sprunge. Da knirschte das Zündholz in der Hand der wie aus einer Betäubung Erwachenden und die letzte Feuerfarbe flog. Jetzt stieß Frau von Pollenberg einen Freuden schrei aus, denn weiße Punkte im matten Himmelsblau begannen vor ihr am Horizonte sichtbar zu werden — Häuser, Bäume und wieder Häuser.

„Das Dorf, gottlob, das Dorf!“ jubelte sie und eilte weiter. Die Bäume und die Häuser nahen, die Häuser wurden immer größer, sogar Fußpfuren wies der Weg bereits, auch der Wolf, die Nähe menschlicher Wohnungen am Tage meidend, war in der Schneewüste verschwunden, und ein Bauer kam in seinem wuchtigen Schafpelz daher.

„Wie heißt der Ort?“ fragte Frau von Pollenberg polnisch, so gut sie es traf.

„Horodzentko,“ war die Antwort. „Mein Alexander!“ schluchzte die Mutter freudig auf. „Wo ist die Kaserne?“ fragte sie ein altes Weib, welche des Wegs auf ihrer Krücke daherkam. „Tam!“ sagte die Alte und zeigte nach rechts.

Reiter signale erschollen. Nie hatte der Mutter eine Trompete so lieblich geklungen wie heute. Schon ist sie vor dem Thor des gemauerten, ebenerdigen Gebäudes angelangt. Sie und da schreitet ein Dragoner über die Straße. Einige Soldaten führen Pferde und fluchen zum Zeitvertreib. Da steht ein Unteroffizier im Thor. „Wo ist Kadett Pollenberg?“

„Im Spital,“ antwortete der Mann. „Wo ist das Spital?“ fragte die erlebende Mutter. „Hier!“

Die Mutter eilt dem Flügel des Gebäudes zu, auf welchen der Mann gedeutet hatte. Ins offene Thor. „Wo ist Kadett von Pollenberg?“ fragt sie den wachhabenden Unteroffizier. Dieser zeigt mit der Hand auf eine Thür und schweigt. Die Mutter eilt auf diese Thür zu, öffnet sie — da liegt Alexander, das hübschöne, junge Gesicht farblos, die blonden Locken verwirrt und zusammengeklebt, die blauen Augen halb offen, starr — auf der Bahre. — Ein fürchterlicher Schrei — die Mutter liegt bewusstlos an der Leiche ihres Sohnes. . . . .

„Euer Gnaden, was haben denn Euer Gnaden angestellt?“ ruft jammern die gute alte Trine, als sie Frau von Pollen-

jorgenerkrankte Mutterherz es fassen konnte, wie das ganze furchtbare Ereignis sich nur in ihrer überreizten Phantasie begeben haben könne. Allmählich verwandelte sich das Entsetzen und der Schmerz der Mutter in das glückselige Bewußtsein, daß Alexander lebe und gewiß ganz wohlauf sei. „Wie wird mich mein Alexander auslachen,“ sagte sie endlich zu Trine, als sie bereits angekleidet auf dem Sofa saß und über sich selbst lächeln mußte.

Der Morgen graute schon, Trine machte Kaffee und konnte nicht genug über diesen merkwürdigen Traum sprechen. „Jeder Traum,“ bemerkte sie philosophierend, „ist ein Vergnügen; ist er schön, so ergötzt man sich an dem angenehmen Bilde und behält gern die Erinnerung daran; ist er schlecht, so freut man sich, daß alles nicht wahr gewesen.“

Frau von Pollenberg lachte herzlich über die Weisheit der braven Trine und ging daran, ihrem Alexander zu schreiben. Um ihn aber nicht zu betrüben, mußte sie die ganze Begebenheit ihrer Phantasie in das Kleid des Humors stecken, was ihr auch in ihrer jetzigen Stimmung vollkommen gelang.

Welche Freude, als nach einigen Tagen eine sehr angenehme Antwort aus Horodzentko eintraf.

„Liebe Mutter,“ schrieb der junge Mann, „ein besonderes Glück ist mir widerfahren, Deinem Traum zum Troste, der mich nur deshalb erschreckte, weil ich daraus erjah, daß Du meinewegen immer in unnützen, jedoch gewiß für Dich sehr peinlichen Sorgen bist.“

Höre aber nur, liebe Mutter, welch ein Glück mir begegnet ist. Als ich in Lemberg mein Coupé wechselte, steige ich rasch in eines ein, ohne zu bemerken, daß die eine der zwei Damen, welche darin saßen, jung und schön ist. Wie groß war daher mein Erstaunen, mein freudiger Schreck, als ich ein Gesicht unter dem grauen Reiseschleier erblickte, ein Gesicht, so lieblich, daß ich es nie vergessen werde.

Wie Du Dir vorstellen kannst, theure Mutter, machte ich bald die Bekanntschaft der beiden Damen, die aus Busk sind. Nebenbei gesagt, ist Krayne die letzte Bahnstation, nicht, wie Dein Traum Dir vorpiegelte, Busk. Die ältere ist die Tante der jüngeren, die Waise ist und eine große Besingung bei Busk hat. Ich wurde eingeladen, und wenn Du diesen Brief liest, war ich schon bei Dougrazki's zu Besuch gewesen.

Mache Dir also, gute Mutter, nur

die heitersten Gedanken über Deinen glücklichen Sohn, der vollkommen gesund und lebendiger ist denn je. Mit tausend Küßen Dein überaus vergnügter Alexander.“

Diesem rosigen Brief folgten noch rosigere. Frau von Pollenberg lebt selig in dem Glück ihres Sohnes, der sich mit der jungen Mania verlobt hat.

Sie schickt jetzt schon Prachtgegenstände für den künftigen Haushalt des jungen Ehepaars, wenn auch die Hochzeit erst in ein paar Jahren stattfinden kann, denn Mania ist erst fünfzehn Jahre alt und Alexander muß erst Lieutenant werden.

Mania selbst hat an Frau von Pollenberg geschrieben, daß sie ihres teuren Alexanders Mutter mit diesem mit heiraten wolle — nun sind es lauter glückselige Träume, die das liebende Mutterherz umgaukeln.



Keinecke in der Klemme.

Originalzeichnung von D. Grasshey.

berg vom Bette herabgeunken auf dem Fußteppich liegen sieht, auf sie zueilt, sie aufhebt und immerfort fragt, was denn geschehen sei. Sie hätte solch einen entsetzlichen Schrei gehört und wäre aus dem Schlaf emporgefahren und hergelaufen, um zu helfen. Die Oberstin hatte sich aufgerichtet und starrte einen Augenblick wie geistesabwesend um sich her. Wo war das Spitalzimmer — die Bahre — ihres Sohnes Leiche? — Dann auf einmal kam ihr die Besinnung, und ein Freuden schrei rieselte ihr durch die Glieder. Bonnettränen entfielen dem Mutterauge; betend erhob sie beide zitternde Hände zum Himmel, und mit bebender Lippe flüsterte sie: „Gott sei gelobt! Es war nur ein Traum!“ — „Also nur ein Traum, Gott sei Dank!“ rief Trine, als sie über den Sachverhalt vollkommen orientiert war. Es brauchte doch einige Minuten, bis das thatsächlich

die heitersten Gedanken über Deinen glücklichen Sohn, der vollkommen gesund und lebendiger ist denn je. Mit tausend Küßen Dein überaus vergnügter

### Die Kaiserin Augusta-Stiftung in Charlottenburg.



Kaiserin Augusta — ein leuchtendes Beispiel fürstlichen Samariterdienstes! Die zahlreichen Wohlthätigkeits-Anstalten, die Schulen und Heilstätten wissen von ihr zu erzählen, sie alle bekunden, daß tief in ihr Herz

Goethes, ihres Freundes und Lehrers schöne Worte: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut!“ eingegraben sind! Durch natürliche Menschenliebe und die Erziehung einer im Wohlthun unermüdeten Mutter wurde die Kaiserin schon früh zur Sorge für die Armut und alle Notleidenden getrieben. Wer könnte nur annähernd schildern, was sie seit ihrer Vermählung an Spenden, Almosen und Unter-

stützungen gegeben hat! Überall hilft sie gern und reichlich, läßt keine Bittschrift ungeprüft und kommt wohl gar, wie eine Vorsehung auf der Warte stehend, den Bittenden zuvor.

Welche Fülle der werththätigen Menschenliebe, der praktischen Einsicht und mühsam erworbener Erfahrung dankt ihr das Volk! Die von ihr gegründeten Institute ins Leben zu rufen, zu beaufsichtigen und ihren gedeihlichen Bestand zu sichern — welche Thätigkeit, Ausdauer und ununterbrochene Liebe zur Sache ist dazu erforderlich! Ihr hohes Beispiel, ihre lebendige Anregung hat viele wackere Männer und Frauen zur Mitarbeit herangezogen, zu segensreichen Vereinen versammelt.

Doch Haupt und Seele dieser Stiftungen und Vereine bleibt immer sie selbst. Auf das gewissenhafteste nimmt sie von jedem Vorschlag, der ihr zum Besten derselben vorgelegt wird, Kenntnis. Denn weit entfernt, ihrer Einsicht allein zu vertrauen, wünscht sie über alle wichtigen Gegenstände das Gutachten sachverständiger Männer und Frauen und ist jeder überzeugenden Belehrung zugänglich. So wohlwogen auch ihre Ansichten sind, nicht sie allein durchzusetzen gilt es, die gedeihliche Wirksamkeit des Ganzen soll stets geschützt, gefördert werden. Wo sie auch weilen mag, in der Residenz oder in der Ferne: die Liebe und Sorge für ihre Stiftungen begleitet sie, und durch die Berichte der Central- und Lokalvereine bleibt sie mit ihnen in stetiger Verbindung.

Um von den bedeutendsten ihrer milden Werke ein spezielles Wort zu sagen, so ist es ihren Bemühungen zu danken, daß unter dem roten Kreuz die ganze civilisirte Welt sich einigte, um die schweren Leiden des Krieges durch thätige Barmherzigkeit zu mildern. Das schönste Zeugnis über diese Wirksamkeit sprach ihr der kaiserliche Gemahl im Jahre 1871 aus: „Die deutsche Einheit war durch das Centralomitee der deutschen Vereine zur Pflege im Felde verwundeter und erkrankter Krieger bereits auf dem Gebiete der Humanität vollzogen, als die politische Einheit unseres Vaterlandes sich noch im Kreise der Wünsche bewegte.“

Damals, eine Schöpfung der Kaiserin auf dem Grunde der Nächstenliebe, entstand auch das Augusta-Hospital in Berlin. Im Invalidenpark, an der Scharnhorststraße gelegen und von einem Garten umgeben, ist es gegen den Lärm der Weltstadt geschützt. In großen, hellen Sälen harren die Kranken ihrer Genesung; die Schwestern und Pflegerinnen in blauer und brauner Kleidung umgeben sie mit unausgesetzter Pflege.

Mit herzwinnender Freundlichkeit, den Kranken Mut und Hoffnung bietend, durchschreitet die hohe Protektorin oft dieses Haus. Sie spricht liebevoll mit den Leidenden, läßt sich vom Chef-

arzt die Krankheit erklären und entbietet Ärzte und Pflegerinnen zur Konferenz. Häufig wird sie von Gästen des Hofes begleitet, denen das Fremdenbuch — „meine Autographensammlung“ hat es die Kaiserin scherzend genannt — besonderes Interesse gewährt.

Auf das erste Blatt, neben seinem kräftigen Namenszuge, schrieb der Kaiser das Datum des Stiftungstages. Dann trugen die Kaiserin, der Kronprinz und Gemahlin, Prinz Peter von Oldenburg, Großherzog Friedrich von Baden, die Kaiserin von Oesterreich, die Königin von Schweden, die Kaiserin von Rußland und viele andere ihre Namen ein.

„Gott segne das Werk meiner Mutter!“ rief die Großherzogin von Baden aus.

„Des Himmels reichster Segen auf meiner Schwester Wert und Pflege!“ schrieb Karl Alexander von Sachsen-Weimar.

„Gottes Segen ruhe auf diesem Hause!“ fügte seine Gemahlin hinzu.

Russel, der berühmte Kriegskorrespondent, sprach es aus: „Ich sah viele Hospitäler in vielen Ländern, aber von allen, die ich sah, ist das Augusta-Hospital am vorzüglichsten eingerichtet.“

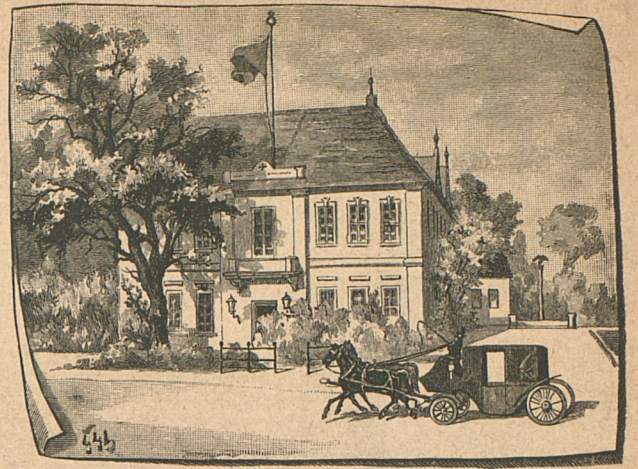
Wrangel ist zweimal in dem Buche verzeichnet. Mit Herzensfreude, schrieb er zuerst, gebe er fünfzig Thaler für das Hospital. Später füllte er eine ganze Seite mit einer Bemerkung von besonderem Interesse aus: „Dem Augusta-Hospital bringe ich mit freudigem Herzen erneuert ein Scherlein von zweihundert Thalern und flehe zum Allmächtigen, daß er unsren heldenmüthigen König gnädiglich beschirmen und unter seiner Führung den übermüthigen Feind besiegen und einen glorreichen Frieden erringen lassen möge. O Herr, wie du unseren Vätern im Kampfe zur Seite standest, so sei auch mit uns in diesem heiligen und gerechten Kriege!“

In diesem Buche zu blättern, findet die Kaiserin immer noch Zeit, bevor sie das Haus verläßt. Dann wird der Befehl zur Fahrt nach Charlottenburg erteilt; der Weg durch den Tiergarten ist rasch zurückgelegt, und über die Brücke in der Nähe des Charlottenburger Schlosses rollt der Wagen auf einen Weg, an dem sich, durch einen schmalen Pfad von der Spree getrennt, ein stilles stattliches Haus erhebt. Hellgrau und zweistöckig wird es von hohem Dache überragt. Die Bäume auf dem Rasen beschatten einen Balkon, um den sich Ephen rankt. Am Giebel tritt das rote Kreuz, das Sinnbild der Humanität, hervor, und goldene Lettern über dem Balkon verkünden den Zweck des Hauses.

Es ist eine andere Schöpfung unserer Kaiserin, gleichfalls auf dem herrlichen Grunde der Nächstenliebe erbaut — die Kaiserin Augusta-Stiftung. Bald nach Errichtung jenes Hospitals trat auch sie ins Leben, bestimmt, die schweren Leiden des Krieges zu mildern, der so vielen hilfsbedürftigen Töchtern den Vater raubte. Die Mütter zu trösten, die den Gatten im Kampfe verloren, übernahm die Kaiserin die Sorge für die Töchter. Im Kreise der Altersgenossen sollten die Mädchen erzogen werden, in diesem friedlichen Hause, unter Obhut der würdigen Oberin.

Soweit das Haus nur irgend Raum gewährte, that sich die Pforte den Bedürftigen auf. Manche verließen inzwischens bereits die Anstalt, andere traten ein, Töchter von Offizieren, Beamten, Geistlichen und Ärzten.

Zuweilen, wenn eine dringende Mitteilung nötig ist, läßt die Monarchin, wie auf unserem Bilde, den Zögling ins Em-



Kaiserin-Augusta-Stiftung.

pfangszimmer rufen. Es wird von einem Kirchenfenster mit der Inschrift erhellt:

„Seid fröhlich in Hoffnung,  
Geduldig in Trübsal,  
Haltet an am Gebet!“

Auf dem Ständer neben dem Tische liegen Bücher: religiöse Schriften, die Statuten der Stiftung und ein Fremdenbuch. Sessel von Eichenholz stehen umher, und die Bilder des Kaiserpaars glänzen an der Wand. So wurde dieser Raum im Sinne der hohen Protektorin geschmückt. Auch die Kapelle ist nach ihrer Vorschrift errichtet. Durch vier gotische Fenster mit den Bildern der Evangelisten dringt das Licht herein. Die Decke ist braun mit Gold, Altar und Kanzel sind schön geschmückt. Dem Harmonium gegenüber befinden sich die Plätze der Kaiserin, der Oberin und der Lehrerinnen. Vor jedem Sitz der Zöglinge liegt ein weißes Gesangbuch mit rotem Kreuz, und ein Kronleuchter hängt über den Bänken.

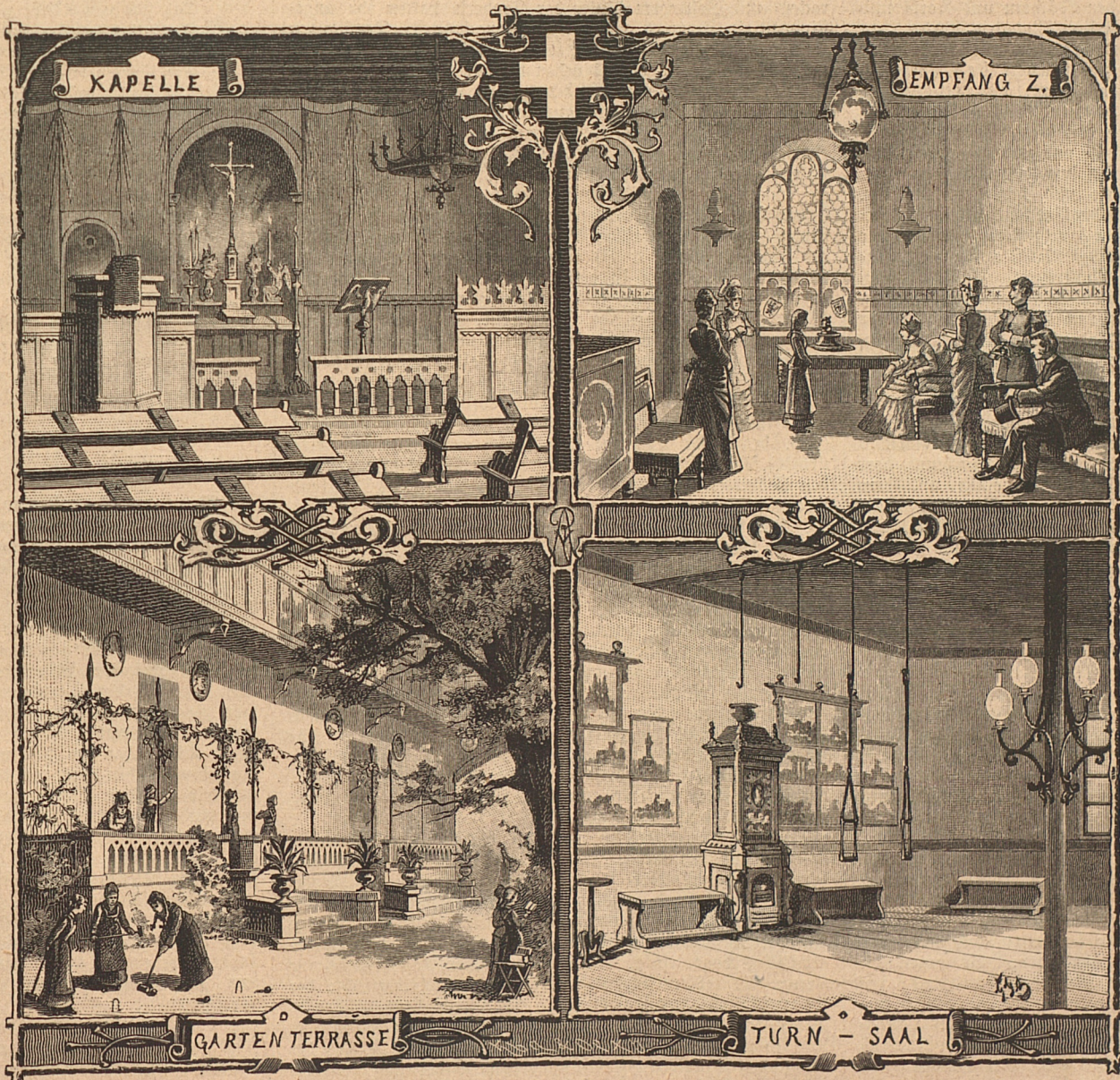
Auf dieser Seite des Hauses befindet sich noch ein Schulzimmer; die andern liegen im ersten Stock. Gründlicher Unterricht, von Deutschen, Französinen und Engländerinnen geleitet, wird den Mädchen zu Theil. Nach der Schule geht's in den Speisesaal, den ein Vorplatz von der Küche trennt. Zwei lange Tafeln stehen in der Mitte, und Schränke, Büsten und Bilder zieren die Wände.

Ein anderer Saal ist den Turnübungen eingeräumt. Er dient auch zur Erholung, zum Zeitvertreib. Ist der Abend schon, so bleiben die Kinder im Garten, und ihr Scherzen bei Ball- und Croquettspiel schallt zum ersten Stockwerk hinauf. Dort, das Fenster auf den Balkon geöffnet, ist das Arbeitszimmer der Kaiserin. Eichene Bänke, mit roten Kissen bedeckt, stehen an der Wand. Der Tisch in der Mitte, den vier Sessel mit der kaiserlichen Krone umgeben, hat ein Schreibzeug mit Uhr, gestell, eine Schreibmappe und einen Kalender. Ein Theeservice harret der Benutzung, und Blumenduft erfüllt das Gemach. Hier läßt sich die hohe Frau über die Fortschritte der Zöglinge berichten und erteilt Befehle, die dem Gedeihen der Anstalt gelten. Hier bestimmt sie auch, wann die Mädchen am zweiten Oftertage zum Eiersuchen im Palais erscheinen dürfen.

In Begleitung der Oberin und der Lehrerinnen „unsere Kaiserin zu besuchen“, ist den Kindern natürlich ein Fest. Die Hofwagen bringen sie vor das Palais, und auf der mit Genien gezierten Treppe geht's in die glänzenden Gemächer hinauf. Der Salon, das Arbeitszimmer, der Balkon- und blaue Speisesaal sind den Zöglingen am zweiten Oftertage eingeräumt. Der Kronprinz erscheint mit Gemahlin und Töchtern, um Zeuge der hellen Kinderfreude zu sein. Auch der Kaiser findet wohl Zeit, den Jubel zu betrachten. In den Möbeln, Vorhängen und Vasen sind die bunten Eier versteckt. Es geht ans Suchen, und der glückliche Finder stößt einen Freudenschrei aus; die Nähe der hohen Personen hindert ihn nicht. Wenn Jeder sein Ei gefunden, werden Spiele arrangiert. Dann öffnen sich die Thüren des Speisesaals, und die Mädchen nehmen die Gobelinstühle an der halbrunden Tafel ein. Von Lakaien wird ihnen ein Mahl serviert, als wären sie vornehme Gäste Ihrer Majestät. Damit hat das Fest ein Ende, und die Beglückten kehren ins Stiff zurück.

Ihr letzter Gedanke vor dem Schlafengehen, vielleicht ein stilles dankbares Gebet, gilt dann wohl der edlen kaiserlichen Frau, die, eine wahre Mutter ihres Volkes, sich nicht zu gut dünkt und nicht zu schwach fühlt, um die Armen und Siechen, die Verwaisten und Betrübbten in ihr Haus, an ihr Herz zu nehmen, und Thränen zu stillen in Christi Namen!

U.-Str.



Kaiserin-Augusta-Stiftung (Inneres).



(Schluß von Seite 106.)

## Drei Weihnachtsabende.

Lebens-  
Erinnerungen  
von  
Ludwig  
Dietsch.

un war  
dieser  
Abend  
gekomen,  
und das  
Jahr  
war vor-  
über, —

das große, herrliche und „schreckliche Jahr“ 1870. Sieben neugewonnenen Freunden, den Offizieren des Stabes vom 1. Bataillon des 58. niederschlesisch-posenschen Infanterieregiments hatte ich es zugesagt, das Fest mit ihnen zu verleben, die auf den äußersten Vorposten im Walde von St. Cloud lagen. Am Nachmittag des 24. Dezember ging ich die Avenue St. Cloud in Versailles, in der sich mein Quartier befand, hinab und zum Gittertor an ihrem Ende hinaus, weiter auf der wohlbekannten Chaussee nach Ville d'Avray und jenem winterfahlen ausgedehnten Walde.

Seit dem Beginn der Einschließung von Paris hatte ich wiederholt schon die interessantesten Excursionen dorthin zu den Vorposten des 5. Corps wie auf der Südseite des tiefen Thales von Sevres in den Wald von Meudon zu denen des 11. Corps gemacht und das wunderliche, abenteuerliche Dasein miterlebt und mitgenossen, welches Offiziere und Mannschaften dort, allständig von Todesgefahr bedroht, in ihren von den Geschossen der französischen Südwestforts und den Chassepotkugeln der Schützenpatrouillen überschütteten Quartieren in den Baracken, halbverbrannten Villen, Pavillons, Drangeriehäusern, Kellern, Poternen, in den Wäldern und Parks und rings um dieselben nun schon seit drei Monaten führten.

Für die Weihnachtsstube waren gerade jene Herren mit ihren Mannschaften zur Besetzung der äußersten Vorposten im Walde von St. Cloud kommandiert, auf welchen das 58. Regiment mit dem 46. zu wechseln pflegte. Diese Stellungen lagen dicht um das von den französischen Granaten im Oktober bereits in Brand gesteckte und zerstörte altberühmte Schloß dieses Namens. Sie hatten den doppelten Reiz einer herrlichen landschaftlichen Scenerie und der steten Gefahr. Andererseits boten diese Regionen der Vorpostenkette den dorthin kommandierten manche nicht zu unterschätzende reale Vorteile. Hier, wo sich die nun halbzerstörten eleganten Villenkolonien der reichen Pariser: Montretout, Ville d'Avray, rings um den herrlichen kaiserlichen Park ausdehnten, gaben die von ihren Bewohnern verlassenen Gebäude noch immer eine genügende Fülle von Gegenständen, von Möbeln, Stoffen, Geräten, Dekorationsstücken her, um die Baracken, Eisenbahntunnel, bombensicheren Erdlöcher in verhältnismäßig behaglicher, komfortabler Weise auszustatten. Die Keller dieser Villen und der Boden der Gärten aber erwiesen sich als wahre Schatzkammern oder Bergwerke, in deren Tiefen findige Forscher immer wieder den wahrhaft unerschöpflichen Reichtum dort verborgener Fässer- und Flaschenlager, gefüllt mit dem „Segen des französischen (Wein-)Bergbaues“ entdeckten. Mit Jubel wurden dieselben dann aus ihrem Kerker befreit, ans Licht geschafft, zu den Stabsquartieren getragen, um zur gerechten Verteilung unter diejenigen zu gelangen, denen sie ihre ursprünglichen Besitzer am sichersten zu entziehen gemeint hatten.

Aus der langen Rue du parc in Ville d'Avray trat ich nach einständigem Marsche auch an diesem Nachmittag des 24. Dezember wie so oft schon durch das prächtige Gitterthor mit nichts weniger als „schauderndem Gefühl“ in den Schatten der ersten Wipfel des alten aber völlig unbelaubten und unheiligen Haines ein. Auf den zahlreichen vielverschlungenen Fahrstraßen und Fußstegen desselben wußte ich damals gut Bescheid. Die großen Bassins im Park waren mit starkem, glattem Eise bedeckt. Der Schnee auf den Zweigen und zwischen den Stämmen der Bäume, oder auf dem Waldboden, war kaum minder fest als diese Eiskruste. Die Soldatengestalten, denen ich begegnete, zeigten wenig von der sonst gewohnten preussischen „Propreté“ im Dienst: die schwarzgrauen Mänteltröcke trugen die unverkennbaren Spuren des langen Gebrauchs in herbstlichen Regen- und winterlichen Schneetagen. Derbe Wuschlitz waren um Hals und Ohren geschlungen: manche hatten noch über jene Mänteltröcke grobe Wolldecken geschlagen. So gegen die grimmige Kälte dieser Wintertage geschützt und mit dem besten Mittel zur innern Heizung, dem guten Rothwein, reichlich versehen, schienen diese braven Niederschlesier und Posener Musketiere sich trotz der steten Unruhe bei ihrem Vorpostendienst sehr wohl zu befinden. Nun war mein Ziel erreicht: jene von Drangenbäumen in Kübeln, von Marmorstatuen und von

hohen alten prächtigen Linden und Kastanien eingefasste breite Parkpartie hinter dem verbrannten Schloß, welche bei den Unfern den Namen „Lulu's Spielplatz“ führte. Sie hatten da bei der ersten Besetzung des Waldes eine ganze zierlich gearbeitete Eisenbahnanlage im Kleinen, mit Wadukten, Tunneln, Lokomotiven und Waggonzügen vorgefunden, — ein lehrreiches Spielwerk, das dort ein paar Jahre früher für den kaiserlichen Prinzen aufgestellt sein mochte. Gegen die sonst von hier sichtbare Seine hin durch einen hohen Balkensaum und aufgeworfenen Wall vor dem Einblick und den Chassepots der feindlichen Vorposten geschützt, war dort unter den Bäumen, mit dem Rücken an die Brüstung der Drangerieterrasse gelehnt, eine Reihe von heizbaren niedrigen Holzbaracken für die Unfern errichtet. Gegenüber standen mehrere hier zurückgelassene französische Zelte aufgeschlagen. Auf dem Platz dazwischen brannten ein paar tüchtige Feuer, an denen unsere Posten die froststarrten Glieder aufzutauen suchten.

Meine alten Freunde, Arzt, Kapitän und Lieutenant, fand ich in der Nähe der Schloßruinen und des großen angrenzenden Schloßmagazingebäudes. In dessen Vorratskammern lag noch so manches bereit, was der Soldat im Kriege und speziell in den Vorpostenbaracken und um Weihnachten vortrefflich gebrauchen kann. Das prächtige Bild jenes in Trümmern liegenden Kaiserschloßes, besonders seines großartigen, in sich zusammengefügten Stiegenhauses mit den rauchgeschwärzten, aber noch immer von farbigem Marmor und Vergoldungen schimmernden Wänden unter dem darin schauenden blauen Himmel im Licht der schon tief stehenden Winter Sonne machte wieder ganz den imposanten und zugleich erschütternden Eindruck wie damals, als ich es zum erstenmal gesehen. Man hieß mich mit herzlicher Freude willkommen und führte mich zu dem nahen Stabsquartier, einem Park-, Gärtner- oder Försterhause am Westende des Gartens, der sich hinter dem Schloß an der Nordseite jener Drangerieterrasse ausdehnt. Die Herren hatten sich in seinen zwei Zimmern behaglich genug eingerichtet. Kostbares, wenn auch stark ramponiertes Mobiliar hatte das Schloß geliefert. Die für mich aufgeschlagene Lagerstätte zeigte ein sehr merkwürdiges Deckbett. Der mehrfach zusammengelegte purpurfarbene Vorhang mit fußlangen Goldfransen, welcher ehemals von dem Baldachin über dem kaiserlichen Thronessel im Thronsaal des Schloßes herabgewallt war, mußte nun zu dieser Bestimmung dienen. Welche Ehre für das Bett eines simplen deutschen Kriegskorrespondenten! Im Kamin loderte ein mächtiges Feuer. Die Dinertafel war gedeckt. Enorme Batterien von Bordeaux und Burgunderflaschen standen in der Nähe der wärmenden Flamme. Die köstlichen Offiziersburtschen trugen die Hühnersuppe, bald auch den unvermeidlichen heimathlichen Weihnachtsbraten, die mit Äpfeln gestopfte Gans, und manche hochwillkommene Liebesgaben aus der Heimat auf. Die heiterste Laune herrschte in dem kleinen Kreise. Die Wehmuth, welche der in der Fremde fern von unsern Lieben verlebte Weihnachtsabend sonst wohl erzeugt, vermochte in keinem von uns aufzukommen. Zu groß und herrlich war das Jahr gewesen, das nun zu Ende ging, und allzu großen Dingen sahen wir in naher Zukunft mit freudiger Gewißheit entgegen.

Als der Kaffee genommen und die Dunkelheit völlig hergebrochen war, verließen wir das Haus. Sternfunkeln spannte sich der Abendhimmel über der schneebedeckten, froststarrten Erde und den gepuderten Wipfeln. Von Lulu's Spielplatz her ertönte immer deutlicher vernehmbar ein vielstimmiger melancholischer Gesang. Die Mannschaften der Kompanie des Baracken- und Zeltlagers hinter der Traverse hatten ihn angestimmt, ein frommes polnisches Weihnachtslied. Da standen sie um eine mächtige epotische Konifere aus dem Park verammelt, welche sie, so gut es gehen wollte, mit allerlei buntem Pflitter, ausgechnittenen Bildchen, Äpfeln und Backwerk behängt, in eine Tonne gepflanzt und unter dem sternklaren Himmel zwischen den alten Kastanien aufgestellt hatten. Die Zweige mit brennenden Lichtern zu schmücken hatten sie unterlassen müssen, damit kein verräterischer Kerzenglanz ihnen zu sehr unliebamen Weihnachtsendungen von den französischen Batterien her verhelfe. Hauptmann Bernede, der seit Wörth, wo das Bataillon seinen Major verloren hatte, als der Führer dieses 1. Bataillons 58. Regiments fungierte, trat mit uns anderen in den Kreis ein, verteilte kleine Geschenke an Sergeanten und Unteroffiziere, redete herzliche Worte zu den sich um ihn Scharenden, trank auf ihr Wohl und verabschiedete sich dann von ihnen, um sich zum Quartier der andern Mannschaften, dem riesenhaften Drangeriehause, zur Hauptbesetzung dieses Abends zu begeben.

Wenig weiter zurück in nordwestlicher Richtung liegt dieser langgestreckte, kahle Bau. Wer heut zwischen Versailles (resp. der Villa d'Avray) und Paris auf der Bahn (rive droite) fährt, sieht nahe derselben das große Gebäude zwischen den Stämmen und den Gitterstäben des Parks von St. Cloud schimmern.

Der ganze Boden des ungeheuren Raumes dieser Halle war zu beiden Seiten mit Matrasen belegt, auf welchen die Musketiere, in ihre Mäntel und Decken gehüllt, Mann an Mann ausgestreckt ruhten. In der Mitte des Hauses, gerade unter einer breiten, jüngst von einer einschlagenden Granate gerissenen Dachlücke, durch welche der gestirnte Himmel hereinschaute, stand eine mächtige Weihnachtsstube aufgerichtet. Lieutenant Schubert hatte dieselbe während des Tages aufgestellt, aufs lustigste ausgeputzt mit flimmernden Behängen und allerlei sinnreichen und vergnüglichen kleinen Festgeschenken. Hier fehlten auch die Kerzen auf den Zweigen nicht. Ihr Licht bildete eine helle goldige Aureole um den nach den Enden hin von immer dichter Dämmerung und von Tabaksdampf — trotz jener ungewollten Ventilation! — erfüllten, kaum absehbaren Raum.

Wir traten mit dem Hauptmann ein. Die Musketiere erhoben sich von ihrem Matrasenlager und salutierten. Um den Christbaum bildete sich ein engerer Kreis aus den Lieutenants, dem Arzt, den Fähndrichen, Vicefeldwebeln und Einjährig-Freiwilligen. Hauptmann Bernede hielt eine kräftige Anrede, die weithin durch die Halle tönte. Er war in der glücklichen Lage, einige Glückliche zu machen. Ein paar eiserne Kreuze für tapfere Thaten während der Ausfallsgefechte der letzten Monate, von Soldaten des ersten Bataillons vollbracht, waren ihm zur Verteilung vom Oberkommando übergeben. Die Aufgerufenen traten heran und empfingen die Zeichen der königlichen Aneerkennung mit freudigem Stolz und stummer Rührung. Andere weniger bedeutsame, meist humoristisch aus-

gewählte kleine Geschenke überreichten sich die Kameraden gegenseitig. Zwischen den Trümmern des Schloßes und der „moderiert verwischten“ Villen von St. Cloud und Montretout lag noch so „manch verborgener Schatz“, den man ohne besondere Mühe für diesen Zweck der kleinen Überraschungen zutage gefördert hatte . . .

Nachdem die allgemeine Bescherung mit dem donnernden Hoch auf Seine Majestät den König beendet war, begab sich jene ganze Corona der Chargierten und ich mit ihnen in ein für uns seitlich in dem ungeheuren Raume aus Vorhängen und Wandschirmen hergestelltes und gleichsam von jenem abgezweigtes „Extrazimmer“, in welchem wir den Rest der Weihnachtsnacht unter uns auf unsere Manier festlich zu verbringen gedachten. Lieutenant Sch. hatte auch hier sein Dekorationsgenie, seine Findigkeit und seinen Geschmack glänzend bewiesen. Olgemälde, wenn auch ziemlich schadhaft geworden, schmückten die Wände; ein freilich nicht ganz tadellos gestimmter und nicht ganz vollständig besetzter Pleyelscher Flügel war zur Benutzung für die etwaigen verschämten Rubinstein der Gesellschaft aufgestellt. Ein glühender eiserner Ofen verbreitete eine wohlthätige Wärme. Auf der Platte des künstlich aufrecht erhaltenen Tisches prangte ein riesiges Gefäß, einem Waschkober ähnlich, gefüllt mit der tiefpurpurnen, dampfenden Flut der würzigsten Rotwein- und Sektbottle. Talg- und Stearinkerzen, in die Hälse leerer Weinflaschen gesteckt, verbreiteten eine gedämpfte Helligkeit. Dinans und Sessel mit zeretzten Brokat-, Gobelins-, Atlas-, Damast- und Sammetbezügen nahmen die Herren der Gesellschaft auf. Gesang und Gläserklang ertönte zu der nicht gerade durch harmonischen Reiz glänzenden Klavierbegleitung bald laut und lauter . . . Da erhob sich der einzige bürgerliche, nicht uniformierte Mensch an der Tafelrunde, der fröhliche Lärm verstummte. Zener aber sprach etwa folgendes:

„Ihr lieben Herrn und Freunde allzumal,  
Die heut beherbergt dieser weite Saal,  
Die Ihr verammelt hier zum heiligen Christ,  
Ich bitt' ums Wort, obgleich — nur Civilist,  
Nur Civilist! kein Krieger und kein Held,  
Bewundert nicht wie Ihr von Zeit und Welt;  
Dem blut'ger Vorbeer nie das Haupt getränkt,  
An dessen Brust nicht Schwarz-, noch Blauweiß glänzt,  
Und dennoch weiß ich, Ihr gewährt mir gern  
Die Eure Freundschaft auch das Wort, Ihr Herrn.  
Fürwahr, ein wunderbarer Weihnachtsbaum  
Sieht seinen Kerzenglanz durch diesen Raum!  
Der Heimat fern, in liebend traument Kreis  
Ward heut gepflanzt sein immergrünes Reis!  
Im fremden Wald, beim wüsten Kaiserschloß,  
Darauf der Herr des Jorns Schale goß,  
Daß seine Pracht, verzehrt von gier'gen Flammen,  
In Schutt und Asche grau'noll sank zusammen;  
Hier, wo an jenem achtzehnten Brumaire  
Um Cäsar klirrte seiner Garben Wehr,  
Deß eh'rner Fuß zerstampft' des Volkes Recht,  
Und trat in Staub das trotzig Geschlecht,  
Hier — hier nun Kerzenglanz und Lannenduft  
Und traute, holde, deutsche Heimatluft! . . .  
Ein Wunder, wie die Welt kein größeres sah,  
Und staunend fragt sie sich, wie das geschah! —  
Wie das geschah? Ihr Herren wißt's zumeist,  
Der es vollbracht, es ist der deutsche Geist,  
Der Geist, der Euch geschwellt die tapre Brust,  
Daß Ihr zum Kampf zogt wie zu festes Lust,  
Durchglüht das Herz, geführt die starke Hand  
Zum Sieg für König und für Vaterland,  
Der Wunden lachend, aller Müh' und Not  
Und freudig grüßend selbst den bitteren Tod . . .  
Und hält nun auch den rajchen Siegeslauf  
Seit Monden Feindes Wall und Schanze auf,  
Ihr wißt: nicht nur in Kampfes Leidenschaft,  
Im zähen Ausharrn zeigt sich Heldentraft.  
Doch heute sorgt nicht, was die Zukunft bringt,  
Ob die Granate uns das Nachtlid singt,  
Hier unter uns ist heut das Vaterland,  
Es schlingt um alle hier sein festes Band,  
Und ein Empfinden hält uns heut vereint . . .“

Hier läßt mich das Gedächtnis im Stich. Nur noch die Schlußzeilen hat es bewahrt:

„Vergeßt die Sehnsucht und der Trennung Schmerz,  
Hier sei die Heimat Euch, hier Euer Herz;  
Und kehrt Ihr heim vereint im Siegesglanz,  
Die Stirn geschmückt mit deutscher Eichen Kranz,  
So reich das Vaterland den schönsten Lohn  
Dem ersten Achtundfünfzig'ger Bataillon.“

Wenn der Verfasser und Sprecher dieser Gelegenheitsverse irgend zur Eitelkeit veranlagt gewesen wäre — der Weifallsjubel, der seinen Vortrag lohnte, hätte denselben in ihm zur blühendsten Entfaltung bringen müssen.

Heiteres Gepolter von Kriegs- und Friedensabenteuern, Gesang, Musik (fogar — o schaudervoll, höchst schaudervoll! — ein Flötenduo darunter) und der würzige Inhalt der immer wieder erneuten und gefüllten Riesenschüssel hielten die Gesellschaft bis weit über Mitternacht beisammen. Es mochte zwei Uhr sein, als der Hauptmann zum Aufbruch kommandierte. Wir gingen zwischen den schlafenden Reihen der Musketiere hindurch und traten in die schweigende Nacht hinaus. Die eifige Kälte that den heißen Köpfen so wohl! Schweigend gingen wir dahin durch den vom Schnee- und Sternenshimmer ungewiß erhellen Wald, unseren Quartieren zu. Wer von uns wird den nächsten Weihnachtsabend erleben? und wo und wie? Stumm mochte jeder diesen Gedanken nachhängen. Ahnungen nahen Todes, die zwei aus der Gesellschaft aussprachen, sind wenig später durch französische Kugeln nur allzu prompt erfüllt und verwirrt worden . . . Mit herzlichem Händedruck trennten wir uns. Ich streckte mich unter meinen Kaiserpurpur und bald trugen die Träume mich weit hinweg zur Heimat und zu den Scenen des vorjährigen heiligen Abends, die sich seltsam und phantastisch mit den Bildern des eben erlebten vermischten.

Wohl ist ihm noch so mancher frohe und glückliche gefolgt; aber keiner mehr, der an Eigenartigkeit und Seltsamkeit diesen dreien gleichkommen wäre.

## Alexander von Humboldt und Henriette Herz.

In den Berliner Salons im Anfang dieses und am Ende des vorigen Jahrhunderts glänzten einige Frauen durch ihre Schönheit, ihren Geist und ihre Gastfreundschaft, Frauen, welche stets zu den Zierden ihres Geschlechts gehören werden und der geistigen und gesellschaftlichen Entwicklung Berlins ihren Stempel aufgedrückt haben; es sind dies namentlich Rachel Levin, Karoline Schlegel, Henriette Mendelssohn und Henriette Herz. Eine der schönsten Frauengestalten und zugleich geistig hervorragenden Erscheinungen jener Zeit war unstreitig Henriette Herz. Eine Tochter des portugiesischen Arztes Dr. de Lemos, erregte sie schon frühzeitig durch ihren Liebreiz und ihre Anmut die allgemeine Aufmerksamkeit. Als sie sich in ihrem dreizehnten Jahre mit dem doppelt so alten Arzt Dr. Markus Herz verlobte, frug man nicht nach den Empfindungen ihres Herzens, sondern beeilte sich, das Kind so rasch als möglich unter die Haube zu bringen. Die Ehe bildete für den vielbeschäftigten Arzt nicht den Mittelpunkt seines Seins, und obwohl dieselbe überdies auch nicht durch Kinder gesegnet war, so trübte doch nichts das Eheglück des Paares. Ludwig Börne, als Kostgänger ihres Gatten längere Zeit ein Hausgenosse des Herzischen Paares, versichert, daß er nie eine Frau gekannt habe, welche sich besser in einen viel älteren Mann zu schicken gewußt hätte, als Henriette Herz. Markus Herz war ein schaffsüchtiger Kopf, ein tüchtiger Arzt und ein ausgezeichnete Schüler Immanuel Kants; er liebte es, in seiner Wohnung philosophische Kollegia zu veranstalten, zu welchen sich ein sehr gewähltes Publikum aus den ersten Kreisen der Gesellschaft einfindet.

Mehr noch als die gewiß geistreichen Vorlesungen des Gatten, übten die schönen Augen der Gattin Anziehungskraft auf den Besucher aus. Der Prinz Louis Ferdinand von Preußen stellte einst Henriette Herz der berühmten Schriftstellerin Frau von Staël mit den Worten vor: „Betrachten Sie diese Frau, sie ist nie geliebt worden wie sie es verdient.“ Ihr von Anton Graff gemaltes Porträt zeigt uns ein regelmäßig schönes, aber kräftig geschnittenen Oval und eine ganz geradlinige Nase, große, dunkle, leuchtende Augen und einen kleinen roten Mund. In der Fülle ihrer wallenden schwarzen Locken und ihrer majestätischen Erscheinung sah sie wie die biblische Königin Esther aus. Ihre Anmut hatte sogar das Wunder fertig gebracht, den ersten Forscher und Denker Alexander von Humboldt, der zeit seines Lebens für weibliche Reize wenig empfänglich war und eigentlich nur die Wissenschaft liebte, zu fesseln.

Alexander von Humboldt besuchte mit seinem Bruder Wilhelm und seinem Erzieher Kunth schon in der frühesten Jugend das Herzsche Haus. Auch traf der junge Alexander mit Henriette sehr viel im sogenannten „Tugendbund“ zusammen. Es war dies eine Vereinigung von Schöngeistern, die sich aus jungen Damen und Kavaliere, die im Winter bei dem Kastellan des königlichen Schlosses, Hofrat Bauer, und im Sommer in einem Garten, welchen Bauer vor dem Königsthore besaß, tagte. Im Winter fand gewöhnlich ein Tanzfränzchen statt, und noch als Matrone erinnerte sich Henriette Herz mit Entzücken, daß der damals etwa 16jährige Alexander von Humboldt sie an einem jener Abende die zur Zeit noch neue Menuette à la Reine lehrte, daß sie im Sommer mit ihm allerlei gesellige Spiele im Freien spielte, bei welchen sich jedoch oft auch die Eltern beteiligten, daß sie Ball schlug u. s. w. Wir wissen, daß die junge Frau ihren Schützling in der hebräischen Sprache unterrichtete. Wenn er in jenen Jahren ihr von Schloß Tegel aus schrieb, datierte er den Brief gewöhnlich von: Schloß Langewelle. Freilich that er dies meist nur in den Briefen, welche er in hebräischen Schriftzügen schrieb.

Welch tiefen Eindruck Henriette Herz auf Humboldt machte, davon legen die Jugendbriefe Humboldts an seinen Freund Wilhelm Gabriel Wagener (derselbe starb als Superintendent und Oberpfarrer in Jülichau als unmittelbarer Nachfolger des Vaters von Minna Herzlieb) ein bezeichnendes Zeugnis ab. So schreibt der junge studiosus Humboldt, der damals in Frankfurt a. D. studierte, am 8. Mai 1788 u. a. an Wagener: „Wahr und vorzüglich schön ist Deine Bemerkung über die Weisheit des Schöpfers, der uns im Physischen und Moralischen mehr von als um und neben uns sehen läßt. Ich teilte dieselbe vor wenigen Tagen einer Freundin mit, deren Urteil für mich eine besondere Gültigkeit hat. Die Edle sagte, daß sie den Mann kennen zu lernen wünsche, der so wahr und schön empfinde. Es ist die schönste und auch die klügste, nein! ich muß sagen, die weiseste unter den Frauen: Henriette (in hebräischer Schrift) Herz.“

Als Humboldt sich im Jahre 1827 dauernd in Berlin niederließ, pflegte er eifrig den Umgang mit dem Herzischen Hause. Als er im Winter von 1827 auf 1828 in Berlin vor einem gemischten Publikum dem Inhalte wie der Form nach bewundernswerte Vorträge hielt, die später zu dem „Kosmos“ überarbeitet wurden, und einmal die Blicke aller Zuhörer von mehr als freudiger Befriedigung erstrahlten, flüsterete Kunth Henriette ins Ohr: „Von mir hat ers wahrhaftig nicht!“

Als ihr Mann gestorben war, wurde ihre Lage eine prekäre und sie mußte sich vielfach einschränken. Im selben Hause auf der neuen Friedrichstraße, wo sie so viele Jahre hindurch die prächtig eingerichtete Beletage inne gehabt, bezog sie jetzt im zweiten Stock eine kleine und bescheidene Wohnung. Aber die Entbehrung that ihrer Anmut keinen Abbruch. Nach einigen Jahren veranlaßte der Dichter Geh. Finanzrat von Göcking, seit dem Tode des letzten Herzogs Peter von Kurland Vormund der hinterlassenen Prinzessinnen, das an die Hofrätin Herz gestellte Anerbieten, die jüngste Prinzessin Dorothea im Englischen zu unterrichten. Durch diese Einnahmen wurden ihre Sorgen vermindert. Eine unbekannt gebliebene Dame erzählt in ihren Erinnerungen an Henriette Herz aus jener Zeit, daß diese zu Hause ein einfaches schwarzwollenes Kleid trug und daß sie ihren Kopfschmuck in folgender originell-interessanter Weise verschönerte. Sie nahm ein großes vier-eckiges Tuch von feinem indischen Musselin, legte es wie eine Krautwatte zusammen, schlang in der Mitte einen losen Knoten, den sie scherzhaft „Knubbeltchen“ nannte, legte ihn auf die Mitte des Scheitels und zuletzt um die Flechten, die am Hinterkopf aufgenestelt waren, und nun war der schönste antike Kopfschmuck fertig. An den Hüften einiger römischer Kaiserinnen

im Antikencabinet zu Dresden kann man einen derartigen Kopfschmuck sehen.

So geheim sie ihre Erdennot hielt, sie kam im Jahre 1845 doch zur Kunde Alex. von Humboldts. Der treue Freund mußte, daß der hochherzige Monarch Friedrich Wilhelm IV. sich oft mit lebhafter Teilnahme nach dem Ergehen der edlen Frau erkundigte. Er knüpfte an diese ihm selbst wiederholt geäußerte Teilnahme an, um den König um eine einmalige Subvention und eine kleine Pension für die Freundin zu bitten. Der Monarch bewilligte die erstere nicht nur sofort, sondern fügte bezüglich der letzteren noch hinzu: „Für eine Frau, die, so lange es ihre Kräfte noch erlaubten, thätig für das allgemeine Beste mitgewirkt hat, muß ich mehr thun, als Sie von mir begehren. Für sie muß ich alles thun, was in meinen Kräften steht.“ Nach sofort vorgenommener Revision der betreffenden Fonds verfügte der König noch an demselben Abend die Bewilligung des Doppelten der erbethenen Pension. Die zarte und schonende Form dieser Spende erhöhte noch die Gabe weit über ihre pekuniäre Bedeutung hinaus. In einem Handschreiben an den Geh. Kabinettsrat Müller erklärte der König, daß, da die Hofrätin Herz, eine Frau, deren Namen er von frühester Kindheit an mit der innigsten Hochachtung habe ausgesprochen hören, selbst nichts erbeten habe und überhaupt die ganze Sache ohne ihr Wissen geschehen sei, er es angemessen finde, hinsichtlich der Bewilligung keine Kabinetts-ordre an sie zu richten, vielmehr die ganze Angelegenheit durch Herrn von Humboldt gehen zu lassen. . . . So wurde denn Henriette durch eine sofortige Subvention von 50 Stück Friedrichsd'ors und eine jährliche Pension von 500 Thalern, beide aus der Privatschatulle des Königs, von schwerer Sorge befreit.

Bis zu ihrem am 22. Oktober 1847 erfolgten Tode bewahrte ihr Alexander von Humboldt eine rührende Zuneigung. Und sie hat diese Freundschaft durchaus verdient. Henriette war nicht allein eine schöne, sondern auch eine hochherzige und edle Frau. Bezeichnend in dieser Beziehung ist ein Ausspruch, den sie einer Schülerin gegenüber that. Es war gerade an einem Tage, an welchem Henriette Herz einer sehr armen Lehrerin einen Freitisch gab. Diese Person war von der Natur recht stiefmütterlich behandelt worden, denn sie war sehr häßlich. Als sie weggegangen, sprach die Schülerin ihr Bedauern darüber aus, daß die Natur durch die Häßlichkeit der Armut ein schweres Hindernis auf den Lebensweg gegeben habe. „Es giebt“, sagte Henriette Herz, „eine häßliche und hübsche Häßlichkeit, ebenso wie es eine hübsche und häßliche Hübschheit giebt. Die häßliche Häßlichkeit wird von fernem von innen kommenden Schimmer verschönt, während die hübsche Häßlichkeit durch den Ausdruck von Geist und Seelenadel wie verklärt erscheinen kann. Die häßliche Hübschheit, wenn sie eben nichts weiter ist als hübsch, wird zum toten, seelenlosen Bilde, das keinen Menschen von Gefühl und Verstand zu fesseln vermag, während die hübsche Hübschheit, durch ein edles Gemüt, einen gebildeten Verstand von innen heraus befeuert, einen Zauber verleiht, den keine Zeit zu zerstören und den alle fühlenden Herzen schnell zu gewinnen und zu fesseln vermag! . . . Eine hübsche „Hübschheit“ — in physischer und geistiger Beziehung — war Henriette Herz; in ihrem edlen Frauengemüt quoll stets eine reiche Quelle von Glück und Harmonie für das Familienleben und die Nächstenliebe, und so erscheint sie uns als das Ideal einer deutschen Frau. Die Bedeutung derselben hat Schleiermacher in einem Brief an sie vom 6. September 1798 am treffendsten charakterisiert: „Eigentlich giebt es doch keinen größeren Gegenstand des Wirkens als das Gemüt, ja überhaupt keinen anderen; wirken Sie etwa da nicht? O Sie Fruchtbare, Sie Vielwirkende, eine wahre Ceres sind Sie für die innere Natur.“

U. Kohut.

## Nach Sonnenuntergang.

Wann die Sonne rot gesunken  
Und die Abendwinde wehn,  
Seh ich, schönheitswonnekrunk,  
Einen Stern am Himmel stehn.

Und es zieht mir durch die Seele  
Wie ein süßer Abendlang:  
„Sorge, daß der Stern nicht fehle  
Dir nach Sonnenuntergang!“

B. E. Armstrong.

## Die Mode.

Hart und schwer war der diesjährige Winter! Selbst da man ihn endlich überwinden glaubte, überfiel er uns noch einmal und mit verdoppelter Wut, alle Hoffnungen auf bevorstehende schönere Tage grausam vernichtend. Aber „es muß doch einmal Frühling werden, daran hielten wir fest, und — es ist Frühling geworden, wenn auch spät, sehr spät. Nun heißt es, die lang aufgeschobene Frühlingstoilette beileben, sich in den Geboten der Mode orientieren! — Sie werden uns heute nicht schwer zu erfüllen!

Schlicht und lebenswürdig tritt uns die Mode in dieser Saison entgegen. Das sind Eigenschaften, die jedem bequem sind, die jeder zu würdigen weiß, der einmal jene Stadien durchgemacht hat, in denen sie mit schroffem Wechsel uns ängstigte, willkürlich heute den Charakter des Zeitalters eines Henri oder Louis annahm, um bald darauf vielleicht sich dem Genre des Directoire zuzuwenden. Schlicht und lebenswürdig, jedem Auge leicht verständlich, hier grazios, dort mit einem Hauch von Koketterie, bald vornehm, dann wieder als Allgemeinut auftretend, weiß sie nach allen Richtungen hin ihre Kreise zu ziehen. „Wer vieles bringt, wird jedem etwas bringen“, und es liegt eine gewisse Beruhigung in diesem Vielerlei, wenn die Mode ihm ihr Siegel aufgedrückt hat.

Also die Mode gestattet vorjährigen Toiletten die Daseinsberechtigung, ja ihren jüngsten Kindern kann die Verchwisterung mit jenen nicht abgeprochen werden: ein Beweis, daß

sie im Ganzen der alten Strömung treu geblieben ist. Nur in den Einzelzügen, in den Details hat ein Wechsel stattgefunden, der sich indessen nicht plötzlich vollzog und überraschend wirkte, sondern nach und nach, im Vergleich mit den Vorjahren, sich herausstellte.

So ist z. B. der Bauernrock, der seiner Zeit Allgemeinut zu werden schien, bedeutend idealisiert und somit auf einen etwas isolierteren Standpunkt erhoben. Zum Glück! Denn sobald eine Mode den Charakter der Uniform annimmt, büßt sie an ästhetischem Reiz ein. Seine ursprüngliche Einfachheit wird durchaus von der Mode perhorresziert und an Stelle der senkrechten Linien ohne Unterbrechung der Falten treten reicherer Faltenwurf und vollere Drapierungen. Hübsch gefaltete Tunitas über glattem unteren Rock, gebauchte oder anmutig geraffte Stoffbahnen, von Revers unterbrochen, Fächerfalten an einer Seite, während die andere irgend einen Chiffon des Stoffes aufweist, alles dieses bekundet eigenartige Launen der Mode. Harmonisch zu den verschiedensten Rockarrangements gestalten sich auch die Taillen, ohne daß sie im Grundzuge, d. h. im Schnitt und in der Anlage, wesentlich von einander abweichend wären. Doch hin und wieder verlängerte oder verkürzte Vorderteile, bisweilen solche in Form eines Figarojackchens über einer Weste, eigenartige Schoßteile oder zum Abschluß ein Gürtel, ein Nieder, das sind charakteristische Motive, welche jeder Toilette ein bestimmtes Merkmal verleihen.

Sehr beliebt bleibt die Schoßtaile mit kurzen Seitenteilen und hinten zierlich gefaltetem oder Schlingen bildenden Schoß. Faltige und über der Brust gekreuzte Vorderteile werden ganz besonders von der Mode empfohlen, doch will uns bedünken, als läge darin nur ein Vorteil für sehr schlaffe und wenig entwickelte Figuren. Blusentaillen und Nieder, nach wie vor die Attribute der „Sechzehnjährigen“, sind in ihrer Naivetät immer reizend.

Die Kleiderärmele sind unter dem Einfluß der Mode gewachsen, das heißt sie haben an Länge etwas zugenommen, während ihr oberer Teil, die „Kugel“, das frühere Zwielf eingebüßt hat. Glatz umschließt der Ärmel oben den Arm und zeigt die natürliche Rundung der Schulter, die so unjähren verdeckt wurde durch den „spanischen Schnitt“. Die Form des Ärmels am unteren Rande richtet sich nach der Bestimmung des Kleides; reichere Garnitur ist ebenso am Platz wie die praktische Vorrichtung der Knöpfe an der Außenseite. Hier und da tauchen auch wieder Ärmel von abstechemdem Stoff auf; Sammet und der leichte eigens für Garnitur bestimmte Seidenplüsch sind besonders dazu berufen und von bester Wirkung, vorausgesetzt, daß sich die gleichen Stoffe an dem Kostüm überhaupt finden. Und hierbei noch die Mitteilung, daß in der Konfektion reizende kleine Mantelets hergestellt werden, die für Straßen-, Promenaden- und Bisittentoilette nicht genug zu schätzen sind, da sie aus dem Stoff des Kleides gefertigt, die Toilette wie aus einem Guß geformt erscheinen lassen. Diese Mantelets, auch „Camail“ genannt, haben Pelzerform, reichen hinten etwas über die Taille, verlängern sich vorn und haben daselbst ungelegte, einen Ärmel bildende Vorderteile. Der kleine spitze Capuchon mit Plüschgarnitur, hier und da auch untergesetzte Westenteile aus Plüsch, ein kurzer faltiger Schoßteil am anschließenden Rücken geben diesem zierlichen Ding einen Hauch von Koketterie, der recht anmutig wirkt.

Mehr oder weniger kokett erscheinen übrigens alle Konfektionen des Frühjahrs. Kleine Paletots mit langen spitzen Vorderteilen, mit nur einem Revers, großen eigentümlichen Knöpfen, Mantelets in kurzer Douillette- oder Dolmanform, Paletots mit Westen- und aufgesetzten Stoffteilen, die an die Revers der Herrenröcke erinnern, elegante Mantelets mit Westenteilen, mit Bassementerie und reicher Spitzengarnitur, sie alle sind diesem Modetype unterstellt. Schwarze Konfektionen zeichnen sich dabei von den farbigen durch die reiche Bassementerie, Perlenstickerei, Soutachierung und Knopfgarnitur aus. Besonders sind erstere auch zu den jetzt überall stattfindenden Einfügungen beliebt und empfehlen sich dazu die jugendlichen Façons der Paletots und der Camails ganz prächtig. Umhänge aus gemustertem schwarzen Wollstoff, sogenannter Konfektionsstoff, Sammet, brochierten Stoffen, garniert mit schwarzer Wollenspitze und Perlenbassementerie dürften allen Verhältnissen und Anforderungen entsprechen.

Schließlich sei es gestattet, auf passenden Schmuck für die nun bald der Gesellschaftswelt angehörigen jungen Damen aufmerksam zu machen. Ist auch der Jugend der hübsche und einfache Silberschmuck der eigentlich zustehende, so kommen doch schnell die Jahre, in denen derselbe seine Berechtigung für die Trägerin verliert und durch anderen ersetzt werden soll, welcher mit der Stellung, den Verhältnissen und der Toilette in besserem Einklang steht. Auch auf diesem Gebiet ist die Mode unablässig bemüht, neues zu komponieren, denn Kompositionen sind es, wenn sie Altes, Uralktes mit neuem Hauch belebt und in die rege Gegenwart einführt. So hat sie sich, emsig als Sammlerin, der alten Spindeluhren aus dem Mittelalter (bis zum 16. Jahrhundert hinauf) bemächtigt, dieser Meisterstücke der damaligen so mühseligen Kunst, die (ohne Unterstützung der jetzigen modernen Hilfsmittel) mit minutiöser Sorgfalt alle die Räder und Rädchen hämmerte und feilte, bohrt und schnitt, bis sie ein „Nürnbergers Kunstwerk“ vollbracht hatte, dessen bewundernswürdige Einzelheiten nun doch dem Auge entzogen wurden. Jetzt ist uns Gelegenheit gegeben, diese gebührend zu schätzen und den Kunstfleiß jener Zeit anzustaunen, denn die sogenannten „Kloben“, Theile des Räderwerkes der Spindeluhren, deren Mannigfaltigkeit und außerordentliche Zierlichkeit für den Laien wie für den Kenner von großem Interesse sind, werden als Schmuckfachen zu Markte gebracht. Sie bilden einzelne durchbrochene Rosetten — ein jedes mit anderem Dessin —, die mittelst keiner Glieder zu einem Collier oder zu einem Armbande zusammengefügt sind und auch zu Brochen, Knöpfen u. s. w. verarbeitet werden. Starke Vergoldung und Hinzufügung von Perlen oder Türkisen als Mittelpunkt der Rosette erhöhen die Wirkung derselben. Als interessante Neuheit sowohl, wie vom Standpunkt des feinen Geschmacks und der Kunst, seien diese Schmuckgegenstände, die aus dem Atelier des Hofgoldschmiedes H. Schaper, Berlin, Potsdamerstr. 3, hervorgegangen sind, bestens empfohlen.

Veronica v. G.

Bezugsquellen für Stoffe, Mantelets: Modebazar Gerjon und Co. und H. Rissauer, Berlin, Markgrafenstr. 57.

Feine Küche.

(Suppe von Kalbsmilch. — Herings-Croquetten. — Spanische Pastetchen. — Gepöckter Karpfen (au four). — Timbale von Sauerkraut. Teig zur Timbale. — Spinatwürfelchen. — Butter (Trutzhahn) à la Financière. — Weilchen-Gelée.)

Suppe von Kalbsmilch (fein). 8-Stück Kalbsmilch (Briren, Mibder u. s. w.) legt man einige Stunden in lauwarmes Wasser, bis sie recht weich sind, worauf man sie 4 bis 5 Minuten kochen, dann abkühlen und abtropfen läßt. Dann schneidet man die Milch in ziemlich große Würfel, läßt in einer Kasserolle 50 Gramm Butter zergehen, legt die Würfel hinein, verdampft auf dem Feuer allen Saft und röstet sie dann hellgelb. Schon vorher kochte man 12 bis 14 Eier hart, die Dotter, 10 bis 12 Stück abgezogene süße Mandeln und die Kalbsmilch werden ganz fein gestoßen; 75 bis 80 Gramm weisse, im Ofen getrocknete Semmelkrume kocht man mit 4 Liter heller Fleischbrühe auf, fügt das Gestoßene hinzu, kocht alles eine gute Stunde, seigt die Brühe durch ein Haarsieb, verdünnt sie wenn nötig mit noch etwas Fleisch- oder Geflügelbrühe, läßt sie unter Rühren nochmals recht heiß werden, schmeckt nach dem Salz und richtet die Suppe über einen Teil von Kalbsmilchwürfeln, den man zurückbehielt, an. Auch Spargelspitzen und Krebs- oder Granelenschwänzchen kann man in die Suppe legen.

Herings-Croquetten. 6 bis 8 gute Heringe wässert man 24 Stunden, wobei man das Wasser recht oft wechselt, dann säubert man sie, schneidet Kopf und Schwanz ab, enthäutet sie und legt sie noch eine Nacht in süße Milch. Darauf trocknet man sie gut ab, entfernt die Gräten und wiegt sie recht fein. 125 Gramm frische Butter rührt man mit 3 Eiern recht gut durch, fügt 100 Gramm gewichte, wieder ausgebrückte Semmelkrume, sowie Gewürz dazu; eine feingehackte Zwiebel schneidet man in etwas Butter, macht darin von 2 Eiern ein weiches Rührer, fügt noch etwas trockne Semmelkrumen hinzu und rührt alles mit der gekochten Heringsmasse zu einer feinen Farce, welche man durch ein Sieb streicht und zu mäßig großen Karbonaden formt, die in Ei und Paniermehl umgewendet und in hellbrauner Butter auf beiden Seiten goldbraun gebraten werden. Auf runde große Schüsseln gelegt, umgibt man sie ringsum mit einem Kranz von Spiegeleiern und mit Butter bestrichenen Semmelwürfeln oder man legt ringsum Ohrenaugen und giebt eine pikante Sauce (italienische, Robert u. s. w.) dazu.

Spanische Pastetchen. Hierzu kann man ganz gut feine Braten- und Fischreste verwenden. Man entfernt von Fleisch und Fisch alle Haut, wie Sehnen, wiegt es mit 6 bis 8 Champignons fein, fügt 1 bis 2 Eßlöffel voll Sardellenbutter, 60 bis 75 Gramm frische Butter, 8 Eßlöffel voll dicke braune Sauce (Zis), oder halb Zis halb sauren Rahm, 6 bis 8 Eigelbe, 2 in Butter geschwitzte Chalotten, etwas Pfeffer, Muskatnuß, Citronenschale oder Dr. Raumanns Gewürzkomposition Nr. 5 — auf 1 Pfund Farce einen Theelöffel voll — und Salz hinzu. Kleine Becherformen buttert man gut, legt in jede eine aufgerollte Sardelle und in die Mitte derselben eine ausgesteinte Olive oder Capern, füllt sie mit Farce und bäckt sie au bain marie 1/2 Stunde. Gestürzt giebt man wenige sehr kräftige Zis unter die Pastetchen und legt rings um dieselben Blätterteigschnitte.

Noch mehr zu empfehlen ist es, die aufgerollten Sardellen und Oliven oder Capern erst beim Anrichten auf die Pastetchen zu legen.

Gespöckter Karpfen (au four). 1 bis 2 recht große Karpfen werden geschuppt, ausgenommen, die Kiemen entfernt, die Flossen gekürzt, dann gewaschen. 2 Finger breit unter den Kiemen schneidet man die Haut vom Rücken ab nach dem Bauche zu schräg ein, macht einen eben solchen Schnitt 2 Finger breit tiefer und zieht die Haut auf dieser Stelle ab; eben solche Einschnitte macht man bis zum Schwanz, so daß immer 3 Finger breit Haut bleibt, 2 Finger breit enthäutet sind. Die abgezogenen Teile spickt man recht dicht mit feinen Speckstreifen (Lustspeck) und steckt in den Fisch Holzspeller, damit er auf dem Bauche liegen kann; in einer Marinade von Citronensaft, Gewürz, Zwiebeln, Salz läßt man ihn 2 Stunden liegen. Eine Bratenpfanne wird mit Butter ausgestrichen; die Fische legt man, mit dem Bauche nach unten hinein, giebt 1 bis 1 1/2 Flasche Rotwein, 100 Gramm Butter, die durchgeseigte Marinade darunter und brät ihn unter fleißigem Begießen gar. Von 3 Eßlöffeln voll in brauner Butter geschwitztem Mehl, 1/2 Liter gutem süßen Bier, Zwiebeln, Gewürz, Zucker, Salz kocht man eine dicke Sauce, giebt den Fischfond dazu, seigt sie durch ein Haarsieb, thut noch etwas Zuckerconleur und Wein dazu, gießt etwas Sauce über die angerichteten Fische, legt braun glasierte Zwiebeln um dieselben und giebt die übrige Sauce und kleine Salzkartoffeln nebenger.

Timbale von Sauerkraut. Das Sauerkraut wird mit Butter und etwas Weißwein in irdener Kasserolle langsam weich gekocht. Auch einen gut vorbereiteten, etwa 1 Kilo schweren Hecht kocht man in Wasser mit Salz, Gewürz, etwas Essig gar und schneidet von dem Rückenfleische kleine Filets, wobei man die Gräten entfernt, hackt die Leber, das übrige Hechtfleisch fein, rügt zerlassene Butter, Semmelkrume, Eier, Gewürz, Salz hinzu, rührt davon eine feine Farce und formt längliche Klößchen daraus. 150 Gramm Butter, 2 fein gehackte Zwiebeln und 2 bis 3 Eßlöffel voll Mehl schneidet man hellgelb, verührt es mit Weißwein zu einer dicken Sauce, fügt etwas weissen Pfeffer, Salz hinzu, giebt die Hälfte der Sauce über den Kohl und schmeckt ihn damit gut um; in die andere Sauce legt man 25 bis 30 Krebschwänze, Krebsbutter, das Fischfleisch, die Klößchen, läßt dies etwas ziehen, nicht kochen; es muß ein dickes Ragout sein. Eine gut gebutterte Schneckenform belegt man schneckenartig mit Teig, legt ringsum eine 2 Ctm. dicke Schicht Sauerkraut, giebt in die Mitte das Ragout, legt darüber Sauerkraut und über das Ganze einen Teigdeckel, bäckt die Timbale in einem mäßig heißen Ofen und stürzt sie beim Anrichten auf eine erwärmte Schüssel.

Teig zur Timbale. Auf ein Backbrett schüttet man 3/4 Kilo trockenes, durchgeseigtes Weizenmehl, macht in die Mitte desselben eine Vertiefung, giebt in diese 375 Gramm in Stückchen zerstückte Butter, reichlich 1/2 Liter Wasser, 1 1/2 Eßlöffel voll Zucker und 3 gequirte Eidotter. Erst mit einem Messer, dann mit den Händen arbeitet man so leicht und rasch als möglich das Mehl gut hinein, rollt den Teig aus, klappt ihn wieder zusammen und wiederholt dies dreimal, worauf man ihn wieder ausrollt und nach Vorschrift benützt.

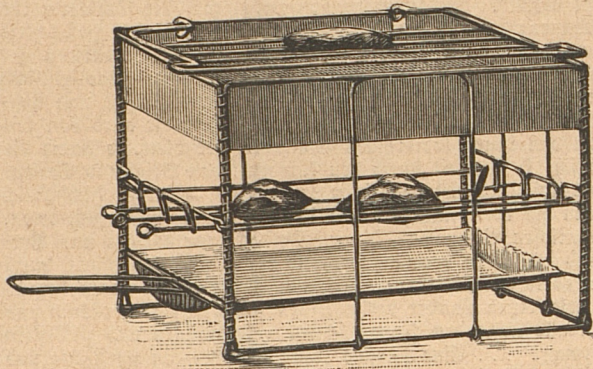
Spinatwürfel. 1/4 Liter verlesener, gewaschener Spinat wird in gesalzenem Wasser abgekocht, in einem Tuche gut ausgebrückt und mit 2 in Milch geweichten, gut ausgebrückten Semmeln fein gewiegt. 100 Gramm geschmolzene Butter (frische) verrührt man mit 5 geschlagenen Eiern, 3 Eßlöffeln voll trockner Semmelkrume, ebensoviele dickem, saurem Rahm, fügt Salz, etwas Muskatnuß, 1 Prije weissen Pfeffer und den Spinat hinzu und verrührt alles gut, bäckt ganz kleine Eierfuchen streicht auf jeden von der Spinatfarce und zwar nicht zu dünn, rollt die Kuchen zusammen. Zwei starke Schüsseln bestreicht man mit Butter, legt die Würste darauf übergießt sie mit einer Mischung von 3/4 Liter mit 8 Eiern verquirter Milch, stellt die Schüsseln in den Ofen und läßt sie backen, bis sich ein Guß oben gebildet hat. Scheibchen von rohem Schinken, Rindszunge, Salami giebt man dazu.

Trutzhahn à la Financière. Folgende Sachen werden fein gehackt: 1 Kilo Kalbsfleisch, die Puterleber mit 1/2 Kilo Kalbsleber, 250 Gramm Schweinesett vom Rücken, einige Chalotten, 1 Stengel Thymian; mit der Hälfte des Fettes schwingt man die Leber, Chalotten und Thymian, fügt das nötige Salz und etwas weissen Pfeffer hinzu, nimmt es vom Feuer, fügt auch das Kalbsfleisch und das übrige Fett hinzu, streicht die Farce durch ein Sieb und mischt noch ein gutes Teil schwarze Trüffel darunter. Der gut vorbereitete Puter, dessen Brustknochen man von innen herausnahm und aus dessen Beinen man die Sehnen zog, wird nochmals innen mit einem Tuche ausgetrocknet, dann von der Farce hineingefüllt, die Öffnung zugenaht, der Trutzhahn hübsch dressiert und gespickt, worauf man ihn mit einem gebutterten, mit Salz bestreuten Papier umhüllt am Spieße im Ofen gar und schön goldbraun brät. Aus Kalbsmilch, Kalbszunge, Trüffeln, Champignons, kleinen Klößchen von der Farce, bereitet man unterdessen ein kräftiges Ragout mit brauner Sauce. Den tranchierten Trutzhahn legt man in seiner natürlichen Gestalt auf eine erwärmte Schüssel, legt das Ragout, dessen Geschmack man noch mit etwas Madeira hob, zu beiden Seiten, giebt etwas Sauce von dem Puterfond über denselben und richtet eine Kartoffelpolenta oder glasierte Maronen daneben an.

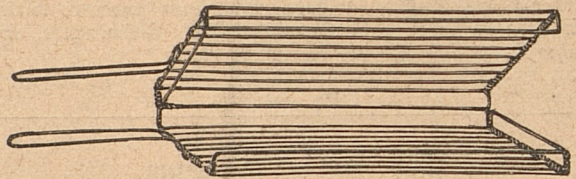
Weilchen-Gelée. Etwa 75 Gramm Blätter von Weilschblüten zupft man ab, legt sie in eine Suppenschüssel, kocht 550 Gramm besten Zucker mit 1/2 Liter Wasser und dem Saft von 3 Citronen einige Minuten, schäumt und läutert den Zucker sehr sorgfältig und gießt ihn über die Weilschblätter, welche man fest zugebedt 2 bis 3 Stunden zur Seite stellt. Nach dieser Zeit fügt man 3/4 Liter Rheinwein, 1 Glas Maraschino, 65 Gramm aufgelöste Hauenblase hinzu, rührt alles gut durch, gießt sie durch ein Haarsieb, füllt die Masse in die gut vorbereitete Form und stellt diese auf Eis. Rings um das Gelée legt man kleines Konfett.

Wirtschaftsplaudereien.

Neuer französischer Röst- und Bratapparat mit Geflügelspießen und Toastrost. Der Apparat trägt zwischen seinen an der Oberseite befindlichen schmalen Blechständen eine Platte aus starker Drahtgaze, welche zur Aufnahme der glühenden Kohlen dient, von



denen aus Oberhize auf das an den Spießen bratende Geflügel strahlt, während eine darunter angebrachte Pfanne die herabtröpfelnde Sauce auffängt. Die drei Geflügelspieße, sowie der ihnen als Unterlage dienende, mit Einschnitten versehene Quersab lassen sich mit Leichtigkeit herausnehmen und an zwei seitwärts zu diesem Behufe ange-



brachten haben befestigen. Man kann alsdann an Stelle der Spieße den unter b abgebildeten Toastrost einschieben, welchen wir geöffnet skizzirt haben, um ein deutlicheres Bild von demselben zu geben. Oberhalb der für die Kohlen bestimmten Gaze befindet sich ein kleiner Rost zum Bereiten von Kotelettes oder Beststeaks, welche die erforderliche Hize von unten erhalten. Der Apparat ist aus verzinnem Metall hergestellt, besitzt eine Länge von ca. 28 Cent. und eine Höhe von ca. 20 Cent. und kostet 9 Mark.

Bezugsquelle.

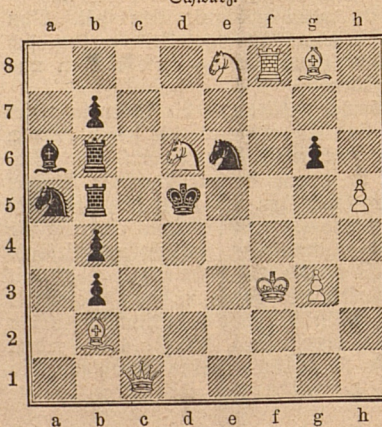
Magazin des Königl. Hoflieferanten E. Cohn, Berlin SW., Leipzigerstr. 88.

Buntes Allerlei.

Schach.

Aufgabe Nr. 172.

Von G. Fland. Schwarz.



Weiß zieht und setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Schach-Aufgabe Nr. 170 Seite 88.

- 1. D f 8 — e 7. Schwarz.
1. K d 4 — e 3. Weiß.
2. D e 7 n. e 5 matt. A. Weiß.
1. . . . . . Schwarz.
1. I h 4 n. e 7. Weiß.
2. L e 2 — f 2 matt. B. Weiß.
1. . . . . . Schwarz.
1. S e 5 beliebig. Weiß.
2. L e 1 — c 3 matt. C. Weiß.
1. . . . . . Schwarz.
1. Beliebige anders. Weiß.
2. D e 7 — a 7 oder L e 1 — f 2 (— c 3) matt.

Pflaster-Rätsel.

Von Hugo Pollak.

Grid of letters for a word search puzzle.

Die lückenhaften Stellen in obigem Pflaster sollen durch nachstehende Buchstaben ausgefüllt werden, so daß das Ganze einen Goetheschen Spruch bildet.

A. A. E. E. E. E. E. E. F. G. G. H. H. H. I. I. I. L. L. M. N. N. N. N. R. R. O. O. S. S. T. T. T. T. U. U. W.

Auflösung der Unterhaltungs-Aufgabe Nr. 58 Seite 88.

Nennen wir das zwölfmäßige Gefäß A, das siebenmäßige B, das fünf-mäßige C. — Man entleere A in B; dann sind in A fünf, in B sieben Maß, C aber ist leer. Hierauf fülle man C aus B; dann sind in A fünf, in B zwei, in C fünf Maß u. s. w. — Das Gesamtverfahren legt folgendes Zahlenbild dar:

Table with columns A, B, C and rows of numbers.

Auflösung der herkulanesischen Inschrift Seite 88.

D viel mehr feu Matthis muß du dem Esel geben, wenn er die Anna Katharina tragen und dabei gesund bleiben soll.

Auflösung der beiden Rätsel Seite 88.

Streichholzchen. — Laubfrosch.

Auflösung der Scherz-Aufgabe Seite 88.

K O C H B U C H
O b l a e r o C
C s e a r f m I
H t v r l i p R
H s e s i d a E
E a n i n e n T
R g e e e l e N
D o r b r e i E

An unsere Abonnenten.

Der Verlauf des ersten Quartals 1886, an dessen Ausgange wir stehen, hat die vertrauensvollen Worte, welche wir zum Schluß des verflossenen Jahres an unsere Leserinnen richteten, aufs Wünschenswerteste gerechtfertigt. Mancher Zuruf freundlicher Anerkennung und verständnisvoller Teilnahme ist uns zu teil geworden und hat uns zu unablässiger Bemühung um die Zufriedenheit der Leserinnen angespornt. So mag eine Andeutung des reichen Inhaltes des mit nächster Nummer beginnenden neuen Quartals (April — Juni) für die Leser von besonderem Interesse sein.

In Novellen haben uns Uda Pinelli (Günther v. Freiberg), Anna Forstenheim, C. v. Schwarzkoppen, Natalie Kümelin, Aug. Trinius, Dsk. Klausmann, Fr. Meister, Alfred Friedmann, Dr. Wranz, Margar. Galm u. a. hervorragende Werke zur Verfügung gestellt; mit Gedichten sind wir durch Alfred Friedmann, Victor Blüthgen, Joh. Trojan, Miß Armstrong, Frieda Schanz, Nina Gütthner, Ilse Frapan, E. Zahn, teils in Originalen, teils in musterhaften Übertragungen trefflich versehen. Formschöne und gedankenreiche Essays liegen vor von Siegfried Samosch, Otto Neumann-Hofer, Julius Duboc, Heinrich Ehrlich, Oskar Welten, Julius Stinde, Gerhard Stein; Kunstberichte und Skizzen aus der Gesellschaft liefern Karl v. Thaler, Ida Barber, Dr. Stockbauer, Ludwig Pietich, E. von Jagow; Humoresken und Satiren Dsk. Justinus, Emil Peichkau, E. M. Bacano. Auf dem Gebiete der Gesundheitspflege und Kosmetik stehen uns wirksam zur Seite Dr. Dyrenfurth, Dr. Goliner, Dr. Jacobsen; die Frauenfrage wird sachtundig und eingehend behandelt von W. Wendlandt und M. Schubert; Garten- und Blumenpflege bearbeiten insbesondere D. Cordel und D. Hüttig; das Tierleben in der Natur schildern die Brüder Karl und Adolf Müller. — Das Leben im Hause und in der Gesellschaft, alle die Fälle, in denen über das Geziemende und Taktvolle im persönlichen Verkehr, in geselligen Formen und conventionellen Gebräuchen, Zweifel oder Unsicherheit obwalten könnte, wird in einer Reihe von Aufsätzen durch kompetente Beurteiler behandelt werden; ebenso wird das wichtige Gebiet der Haushaltung, der Ernährung und Hygiene sorgfältige Beachtung erfahren.

Daß Mode und Handarbeit eine fortdauernd rege und umsichtige Berücksichtigung finden und auf der bisherigen Höhe mit ausgedehnter Sorgfalt erhalten werden, bedarf keiner besonderen Versicherung.

Somit glauben wir zum Abonnement auf das nächste überaus reich ausgestattete Quartal vertrauensvoll einladen zu dürfen.

Die Redaktion.

Das Abonnement für das II. Quartal bitten wir baldigst (möglichst noch im Monat März) erneuern zu wollen, damit jede Störung im Empfang des „Bazar“ vermieden werde. Die Post-Abonnenten in Deutschland machen wir ganz besonders darauf aufmerksam, daß die Post auf Bestellungen, welche nach Quartals-Anfang ausgegeben werden, die inzwischen erschienenen Nummern nur auf ausdrückliches Verlangen und nur gegen Entrichtung von 10 Pfennigen nachliefert.

Die Administration.